

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Die Politisierung der Frau. Von Lucia Dora Proff . . . . .	455
Glücksspiel im Mittelalter. Von Karl Jenisch . . . . .	462
Die Verachtung der Masse. Von Eduard Goldbeck . . . . .	467
Sally Prudhomme. Von Ludwig von Geisang . . . . .	471
Des Amoralischen Morgengang. Von Johannes W. Barnisch . . . . .	476
Das Buch der Liebe. Von August Strindberg . . . . .	480
Die Dividende der Reichsbank. Von Jakob . . . . .	490

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Kommanditgesellschaft auf Aktien  
**Kapital: 5 Millionen Mark.**  
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-1 Uhr.

**SCHWARZBURG** Beste Pension \* \* \* \*  
 Grossstädtischer Komfort  
 Tennis, Schwimmbad \* **Weisser Hirsch**  
 Bürgerliche Preise \* \*

**Hamburg. Hotel Esplanade.**

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

**Neues Schauspielhaus**

Nollendorfplatz

**Grand Hotel Excelsior**

Anhalter Bahnhof

**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!



Patent Z.  
 umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene als Jagd- u. Scheibengewehre, automatische Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

**Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak**  
 Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

**Hamburg.**

**HAMBURGER HOF**

Weitbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster  
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche  
 Neue Direktion.

**M. Marx & Co.** Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.  
 Auskünfte kostenfrei.)

**London E. C.**

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:  
 Offerendos, London.



Berlin, den 26. September 1908.

## Die Politisirung der Frau

Durch die Annahme des neuen Vereinsgesetzes ist die Politisirung der Frau in Deutschland legitimirt worden. Sie zu verurtheilen, hat keinen Zweck mehr; „ne ist der Klue der Regierung, oem sue Votirren, von oen Koherouativen bis zu den Sozialisten, zugestimmt haben. Niemand scheint diesen Schritt anders denn als einen Anfang aufzufassen, als eine Aufforderung, sich auf die weiteren politischen „Rechte“ vorzubereiten. Und wenn es etwa nicht so gemeint war, wird man sehen, daß ein solches Provisorium auf die Dauer nicht haltbar ist. Halbe Maßregeln sterben daran, daß sie keine Freunde haben; und der Fortschritt ist auf der schiefen Ebene bequemer als der Rückschritt.

Eins ist nun wohl klar geworden: daß nicht die Frauen diese Bewegung fördern, sondern die Männer. Haben die Frauen das politische Vereinsrecht gefordert? Doch nur ein geringer Theil. Aber die Männer waren einig. So wird es weiter gehen. Selbst wenn die Frauen aufs Stimmrecht verzichteten sollten, wird man es ihnen aufdrängen. Eines Tages werden wir es haben; und der weitaus größte Theil wird davon eben so überrascht werden, wie er es jetzt vom Vereinsrecht war, und nicht wissen, wie er zu diesem Recht gekommen ist. Die Einigkeit der Männer in dieser Angelegenheit ist auffallend. Mit der Ausdehnung des politischen Vereinsrechtes auf die Frauen wurde doch eine Maßregel von tiefgehender Wirkung beschlossen. Aber sie wurde mit einer Gemüthlichkeit erörtert, die befreundlich und beängstigend war. Keine bängliche und bellommene Stimmung umflorte die Beratungen, wie etwa die Enteignungsdebatte im Hertenhaus, sondern die Tagung war von einem Glanz heiterer und feistlicher Zuversicht übergossen; man sprach aufgeräumt und trennte sich so bene gesta, erfreut, daß gerade die Frau es war, der die erste Segensfrucht der Blockpolitik zufiel. Aber der Wille zum Block allein hätte vielleicht eine der Regierung günstige Abstimmung gezeitigt, nicht sonnige Zufriedenheit;

auch die schönen Augen radikaler Frauenführerinnen wird man aus der Berechnung lassen dürfen; es müssen stärkere Kräfte sein, die die Politisierung der Frau betreiben. Wer sind die Interessenten?

Drei Gruppen könnten ein Interesse an der Politisierung der Frau haben: die Regierung, die Parteien und die politische Industrie. Die Absichten der Regierung sind schwer zu enträtheln; man kann sie nicht berechnen, weil man nicht weiß, wie weit und was sie voraussieht. Bei den Parteien liegt es einfacher; für sie besteht eine Verbindlichkeit zur Voraussicht nicht; sie handeln nach ihrem nächsten Interesse; aber hier ist Spielraum für Mißverständnisse. Ganz eindeutig ist der Wille der politischen Industrie: sie will verdienen; ihr Handeln ist einseitig bestimmt, läßt sich leicht erklären, leicht voraussagen.

Die Regierung könnte die Politisierung der Frau zunächst aus politisch-technischen Erwägungen heraus wünschen: sie ist mit der parlamentarischen Situation, wie sie ist oder in nächster Zukunft bevorsteht, nicht zufrieden und glaubt, daß die Frau ihr zu einer annehmbaren Situation oder zu einem noch lenkhameren Parlament verhelfen wird. Sie erhofft Schwächung lästiger und schädlicher Parteien oder hofft einfach nur, durch die Mitwirkung der Frau das parlamentarische Leben vielfältiger, an Kombinationsmöglichkeiten reicher und damit leichter beherrschbar zu machen. Außer diesen technischen Erwägungen können aber auch prinzipielle Gründe sie bestimmen. Solche sachlichen Gründe würden besagen: die Regierung ist mit der ökonomischen Entwicklung, welche die Frau aus dem Haus treibt, ihr die Kinder nimmt, die Familie auflöst und die Ehe zum Mindesten überflüssig macht, einverstanden. Sie lehne die Rolle der Vorsehung ab, halte die neue Gesellschaft für unabwendbar und den Augenblick für gekommen, sich mit ihr abzufinden, um sie sich nicht zu entfremden. Vielleicht sind die europäischen Regierungen überhaupt keine aktiven Regierungen mehr, sondern nur Mitläufer der Zeit und sind froh, sich demokratisch treiben lassen zu dürfen.

Die Parteien erhoffen relativen Stimmengewinn; jede einzelne. Nicht alle sind also vor Enttäuschungen sicher. Jede fühlt sich zu schwach, merkt entweder einen Rückgang oder fürchtet ihn. Darum ist es natürlich, daß sich alle nach Hilfskräften umsehen. Und jede ist ihrer Verführungskunst sicher, jede begierig, ihren Apparat auf die Frauen loszulassen und die politisch unbeschriebenen Blätter zu beschreiben, bevor der Gegner es thut. Die fortschrittlichen Parteien gründen ihre Hoffnung darauf, daß die Frauen, die sich jetzt am Lautesten äußern, fast alle fortschrittlich gesinnt sind. Die zurückhaltenden Parteien erhoffen die Wirksamkeit konservativer Instinkte, die sie in den Frauen nach alter Gewohnheit vermuten, und übersehen, daß dieser Instinkt ja nicht unverfehrt bleibt und daß die Ungebundenen und Unzufriedenen immer die größte Energie und auch die größte Unbesonnenheit zeigen werden. Aber

man kann zugestehen: im Ungesehenen hat Jeder ein Recht, für sich zu hoffen. Und deshalb sind sie auch einig. Die Taktik der Frauenführerinnen ist, die Sache im Ungewissen zu lassen; man spielt eine Partei gegen die andere aus und versichert, die Frauenbewegung werde der zufallen, die das Meiste für sie leistet. Und die Zerrissenheit und Unklarheit, die innere Ziellosigkeit der Frauenbewegung macht das Argument wirksam.

Die politische Industrie ist mit dem größten Eifer bei der Sache. Und ihre Macht ist nicht gering; ist auch im Wachsen. Den Kern der politischen Industrie bildet die Presse. Wenn sie einst eine Unternehmung der Parteien war, so wird das Verhältnis allmählich umgekehrt; und detriest mag wohl der Reichstag ein Kollektiuunternehmen der Zeitungen werden. Dieser Industrie ist natürlich die Politisirung der Frau das Angenehmste, was ihr begegnen kann. Eine stärkere Betheiligung an der Politik bedeutet für sie Erhöhung des Umsatzes, Steigerung der Einnahmen, die aus politischer Information, Belehrung, Unterhaltung und Aufregung zu erzielen sind. Die politische Industrie riskirt nichts bei diesem Fortschritt, sondern kann mit Sicherheit auf einen Gewinn rechnen. Während die politische Parteien verlieren, wenn ihr Zuwachs nicht relativ größer ist als der des Gegners, muß in der politischen Industrie jede Richtung gewinnen. Deshalb ist hier auch die Eingektheit besonders schön, die Geschäftigkeit besonders ungeduldig. Wer es nöthig hat, von dem Glauben geheilt zu werden, daß die konservativen Zeitungen hier eine Ausnahme machen und konservative Prinzipien in solchem Konflikt ein Opfer bringen, Der lese die Kreuzzeitung. „Ein normaler Zustand ist es nach konservativen Anschauungen nicht,“ stand da in den das Vereinstrecht entscheidenden Tagen, „daß die Frau politisch thätig ist. Aber dieser Zustand ist nun einmal durch die wirtschaftliche Entwicklung gegeben.“ Dann brachte sie tiefe Klagen, bittere Wehmuth und eine unrichtige Angabe vor („Nur die Hälfte der Frauen tritt in die Ehe“) und empfahl schließlich die Annahme der Politisirung, deren Gefahren sie durch soziales Nachsichden und „Ritterlichkeit“ zu mildern versprach: „Vieher tot als unhöflich gegen eine Frau.“ Solche Tartufferie ist natürlich im Kampf ums Dasein unvermeidlich. Andere Zeitungen haben es bequemer: sie bestreiten einfach die Frauen und verhelfen ihnen zu ihrem Recht. Als treibende Kräfte wird man aber weder Rechtsgefühl noch Ritterlichkeit anzusehen brauchen. Und die Presse ist ja auch nur das Skelet der politischen Industrie; es sitzt noch viel Fleisch und Fett herum, das wachsen möchte.

So sind an der Politisirung der Frau starke Mächte interessiert, von denen jede für ihre eigenen Interessen arbeitet, die getrennt marschiren und doch das selbe Ziel haben. Die parlamentarische Regierungstechnik und der Parteibetrieb sind auf einem toten Punkt angekommen, die politische Industrie ist

hungrig und auf der Jagd nach neuen Einnahmen. Es ist zu erwarten, daß die politische Gleichstellung der Frau mit Energie betrieben wird. Deshalb ist es auch nicht richtig, zu hoffen, daß die Berechtigung zu politischen Vereinen und Versammlungen nichts ändern werde und an der politischen Indolenz der Frau ein genügendes Gegengewicht habe. Vielleicht einige Jahre lang. Auf die Dauer steht es nicht frei, von einem Recht keinen Gebrauch zu machen. Und ein allgemeines Recht fordert allgemeine Benutzung schon, um einseitige Benutzung abzuwehren. Gerade die natürliche und gesunde Indolenz der Frauen ist in diesem Fall das Gefährliche. Denn sie zwingt die Interessenten an der politischen Erweckung, starke Mittel zu gebrauchen. Man wird also keine Bersprechungen sparen und die schönsten Prospekte malen; man wird die Frau durch die Schaustellung neuer, aufregender Ziele erwecken. Was liegt an den wahren Interessen? Die sind nicht brauchbar zur Erweckung. So ist es bei der Politisierung immer zugegangen. Was hatte wohl der kleine Mann nöthiger zum Glück als ein kleines Eigenthum mit etwas Spielraum, es zu verbessern? Und wohin hat ihn die Politik getrieben? Daß er Privatbesitz verwerfe und einen Lohnarbeiterstaat fordere. Die Zeiten der Selbständigkeit seien dahin, es habe keinen Zweck, sich gegen die heilige Entwicklung aufzulehnen, oder das Glück werde sich nach einem großen Zusammenbruch einstellen. Daran ist nichts Zufälliges; Alles folgte aus der Erlaubniß, den politischen Trägern zu erwecken. So wird man sich auch jetzt nicht die geringste Mühe geben, die wahren Interessen der Frauen zu erkennen oder gar zu fördern, sondern nur Das begünstigen, was Leben in das politische Trachten bringt. Man ist also, um die Frauen zu einträglichen Kunden zu machen, durchaus darauf angewiesen, sie aus ruhigen, zufriedenen Zuständen, aus dem „Schlaf“ herauszureißen und jede Maßregel zu unterstützen, die sie „selbständig“ macht und die alte Gesellschaft auflöst. Was aber an der neuen Lebensform der Frau wirklich ist, Das ist nicht Bildung, nicht Freiheit, nicht Zuwachs an Recht, auch nicht Arbeit (denn Arbeit hat sie immer geleistet, so weit es ihre Hauptbestimmung erlaubte), sondern: daß sie prinzipiell, systematisch und in weitestem Umfang zu Berufsarbeit erzogen, dressirt und in ihr festgehalten wird. Und Das ist nur möglich auf Kosten der Generation. Von welchen Absichten auch immer die Frauen selbst in ihren Bestrebungen ausgingen: die Wirkung ist immer die selbe. Die Politisierung ist in dieser Kette von „Erfolgen“ nur ein Glied und nur besonders gefährlich, weil die Beschäftigung mit Politik den Organismus jeder Ansteckung zugänglich macht.

Daß die Reformbestrebungen an der Frau einen ökonomischen Fortschritt bedeuten, die nationale Leistungsfähigkeit im Anfang erhöhen, ist leider unzweifelhaft. Sie haben eine Temperaturerhöhung im ganzen Volkskörper zur Folge; was auch später daraus kommen mag: zunächst kommt ein Aufschwung;

der Kreis des Ueberflüssig-Unentbehrlichen wird erweitert, der Wagen rollt, die Volkswirtschaft bekommt eine Morphiuminjektion. Und die ist nöthig; sie ist daran gewöhnt. Der Fortschritt hat seine Nothwendigkeiten. Die Kurve der Wirthschaft steigt und fällt und hat aufsteigende Tendenz: Das lehrt der Augenschein, die *rage du nombre* und die Plausibilität des Diagrammes. Man kann es aber auch anders ansehen: daß nämlich die Wirthschaft der Civilisation die beständige Tendenz habe, zu sinken, und nur durch immer neue Auffrischungen, erst harmlose, dann bedenkliche, schließlich gefährliche, zum Aufsteigen gebracht werden kann. In Zeiten der Stöckung treten automatisch Methoden der Ersparniß ein, und wenn die dauerhaftesten erschöpft sind, entschließt sich das augenblickliche Bedürfniß zu solchen, die wenigstens für eine Weile helfen. In diesem Zusammenhang erscheint die moderne Frau als ein Opfer der sinkenden Tendenz der europäischen Konjunktur. Und zwar als ein nutzloses Opfer; denn aus dieser Ausnutzung einer Möglichkeit muß später nothwendig der Anstoß zum Niedergang werden.

Wenn also die Frauen dem Schicksal entgehen wollten, das ihnen (und der Allgemeinheit) die ökonomische Nothwendigkeit bereitet, so müßten sie zuerst den Gründen nachgehen, durch die unsere europäische Wirthschaft gezwungen ist, ihre Chancen so unvernünftig aufzubrauchen. Einer dieser Gründe ist die Konkurrenz der Völker, die jedes zwingt, nicht nur seine Arbeit zu steigern, sondern auch die Schutzmaßregeln und Aufwendungen für die Sicherung der Arbeitsmöglichkeiten, die um so dringender wird, je entwickelter und also empfindlicher die Wirthschaft ist. Ein zweiter Grund ist Das, was man die „Erhöhung der Lebenshaltung“ nennt; diese gepriesene Rechtfertigung des Fortschrittes. Sie bedeutet vor Allem, daß der Schwerpunkt des Lebens von dem Nothwendigen auf das Ueberflüssige verschoben wird. Reichthum erweckt, wenn er ein Bedürfniß befriedigt, zwei neue. Je reicher wir werden, desto ärmer werden wir für das Nothwendige, das Natürliche. Dieses Gleiten des Schwerpunktes nach oben, das psychologische Ursachen hat, ist von unheimlicher Beständigkeit. Die Pyramide unserer Wirthschaft wird oben breiter und unten schmaler. Schließlich kann sie einmal umtippen.

Eine Reorganisation der Wirthschaft wäre also nöthig, eine Festigung der Civilisation (einst Kultur genannt); dazu Beseitigung internationaler Störungsmöglichkeiten. Ein Bißchen viel, aber nicht mehr als nöthig. Jede Gegenbewegung, die Das nicht wollte, wäre zur Unfruchtbarkeit verurtheilt. Die Mittel zur Durchführung solcher Aufgaben könnten aber zum Theil von einer Art sein, daß unsere Natur das Recht vermissen würde, sie zu empfehlen. Diese instinctive Liebe zum Soliden und Mißtrauen gegen den ökonomischen Optimismus wären erst die Voraussetzungen der Einsicht. Mächte, auf die sich eine solche Gegenbewegung stützen könnte, sind überhaupt nicht mehr vorhanden, seit

(Das ist das Schlimmste) die Regierung ihren Standpunkt gewechselt hat. Und woraus rekrutiren? Die Frauenbewegung selbst freut sich ihrer Erfolge. Die entsprechen zwar nicht ganz Dem, was man sich unter seinen Forderungen vorgestellt hatte. Statt Bildung wird Berufsdressur erreicht, statt Heilung Betäubung, statt Freiheit eine Treitmühle, statt zu Einfluß und Macht kommt man in eine Organisation, wo Niemand Macht hat. Aber als Erfolg wird das Alles doch noch gerechnet; und man fährt fort, Linien zu entwickeln, bevor man rekonstruirt hat.

Charlottenburg.

Lucia Dora Frost.



Die Natur hat die Frauenzimmer so geschaffen, daß sie nicht nach Prinzipien, sondern nach Empfindung handeln sollen. . . Wenn man die Geschlechter nicht an den Kleidungen erkennen könnte, überhaupt die Verschiedenheit des Geschlechtes erathen müßte, so würde eine neue Welt von Liebe entstehen. Dieses verdiente, in einem Roman mit Weisheit und Kenntniß der Welt behandelt zu werden. . . Gott schuf den Weibern die Haare lang und um die Schultern hängend; aber ein Perrückenmacher fand ihr gut, Dieses zu ändern und sie hinaufzukommen. . . Selbst die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer sanfter, bescheidener und besser, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben. . . Wenn eine Vetschwester einen Vetbruder heirathet, so giebt Das nicht immer ein belobtes Ehepaar. . . Wenn man manche Hiltfräuchen genau untersucht, so wird man immer finden, daß etwas Wahres darunter steckt, und zuweilen etwas ganz Anderes, als man sich anfangs vorstellte. So sind, zum Beispiel, die Hexen, die man ehemals so sehr mit Feuer und Wasser verfolgt hat, gar die Geschöpfe nicht gewesen, die man sich gemeiniglich vorstellte; auch hat man das Verbrennen ein Wenig zu früh eingestellt. Ich habe an die hunderttausend Stellen gesammelt, woraus ich beweisen kann, daß die Hexen der vorigen Welt eigentlich die Kaffeeschwärzen der jetzigen sind. Unter dem Namen Kaffeeschwärzen verstehe ich alle alten Frauen, die in ihrer Jugend so viel gelernt haben, daß sie die Bibel, bis auf einige nomina propria im Alten Testament, ziemlich fertig weglesen und alle Zahlen aussprechen können, wenn sie mit Worten geschrieben sind; und die, nächst den biblischen Geschichten, sich hauptsächlich auf die Privatgeschichte aller Familien in ihrem Städtchen gelegt haben und über Schwangerschaften, Eheverlöbniße, Hochzeittage und Kopfzeuge Register halten; die in jeder Krankheit eines jungen Mädchens den Bastard reifen sehen und den Mann und den Ball erathen, der die Ursache und die Gelegenheit dazu war; die hypochondrische Ehen zwischen lebigen Personen und nicht selten reelle Ehescheidungen mit ihrem Geschwäg trüsten, — kurz: alle unverständigen, plappernden, besuchn gehenden alten Weiber, so sehr die Pest und das Verderben der guten Gesellschaft, wie die verhäßliche Matrone und ehrwürdige Mutter deren Herde ist. Die Hexen schwammen auf dem Wasser: Das ist ein bloß figurlicher Ausdruck und soll nur heißen, daß eigentlich Thee und Kaffee ihr Element sei. Und ich glaube im Ernst, daß unsere neuen Hexen im Kaffee nicht eräuft werden können; denn ich habe selbst einmal Eine vierundzwanzig Tassen trinken sehen, da die süßesten weisfälligen Viehmägde an vier'n sterben. . . Die Griechen, nicht allein das weiseste und tapferste sondern auch das wohlthätigste Volk auf der Welt, hielten wahr-



lich die Mädchen nicht für Göttinnen oder den Umgang mit ihnen für Paradies oder ihre Liebe für unwiderstehlich. Sie erzeigten ihnen nicht einmal die Achtung, die man wenigstens von einem freien Volk (ich will nicht sagen: von einem gefühlvollen) gegen ein schwaches Geschlecht hätte erwarten sollen. Sie brauchten sie, die organisierten Fleischmassen zu erzeugen, aus denen sie selbst machter Helden, Weise und Dichter forinten, und ließen sie übrigens gehen. Die Weiber wohnten im Innersten des Hauses, kamen nicht in Männergesellschaften, wodurch ihnen denn freilich aller Weg abgeschnitten ward, sich für so kluge Köpfe gehörig auszubilden; daher sie immer schlechter und verächtlicher werden mußten. „Laß ihnen wahrhaftig große Männer den Hof machen: diese Achtung mußten sie sich erst durch besondere ausgezeichnete Geistesgaben erwerben; und diese Besuche waren nicht von der beliebtesten Art. . . Herz verschonen, Kunst verschonen: diese Ausdrücke sind poetische Klammern. Kein Mädchen schenkt ihr Herz weg; sie verkauft es entweder für Geld oder Ehre oder vertauscht es gegen ein anderes, wobei sie Vortheil hat oder doch zu haben glaubt. . . Viele Männer halten das weibliche Geschlecht für so schwach, eitel, leichtgläubig und eingebildet, daß es Alles glaubt, was man ihm sagt, sobald es die Macht seiner Reize angeht. Diese Männer (wenn man sie so nennen kann) irren sich aber gar sehr. Nicht wahr, Madame? . . . In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Die Perser sagen: Wenn die Ferne krähen will, muß man ihr die Kehle abschneiden. . . Diese Frau war mit einer Zunge schon eine Fama; was würde sie erst geihan haben, wenn sie tausendzünftig gewesen wäre! . . . Es ist sehr reizend, ein ausländisches Frauenzimmer unsere Sprache sprechen und mit schönen Lippen Fehler machen zu hören. Bei Männern ist es nicht so. . . Das System des Helvetius, daß die Menschen an Anlagen alle einander gleich seien, stößt alle Physiognomist über den Haufen. Woher kommt es doch, daß man bei ähnlichen Gesichtern so oft ähnliche Meinungen findet? . . . Laß Dich nicht anstecken! (Nimm keines Anderen Meinung, ehe Du sie Dir anpassend gefunden hast, für Deine aus; meine lieber selbst. . . Der Vater: „Mein Lächterchen, Du weißt, Salomon sagt: Wenn Dich die bösen Huden locken, so folge ihnen nicht.“ Die Tochter: „Aber, Papa, was muß ich da:n thun, wenn mich die guten Huden locken?“ . . . Ein Mädchen, hundertfünfzig Bücher, ein paar Freunde und ein Prospekt von etwa einer deutschen Meile im Durchmesser: Das war die Welt für ihn. . . Vom Wahrtagen läßt sich in der Welt wohl leben, aber nicht vom Wahrheit sagen. . . Ein junger starker Kerl, der schon als Reisknecht gebient, vertreibt Sapeurs und Muttergüsse in kurzer Zeit. . . Sie kennen nur zwei Gattungen vom anderen Geschlecht, die in der Welt Liebeslungen der Männer mit den ihrigen erwidern: Eheverweiber und Kommissnidel. . . Die Bauernmädchen gehen barfuß und die vornehmen barbrust. . . Ihr Untervod war roth und blau sehr breit gestreift und sah aus, als wenn er aus einem Theatervorhang gemacht wäre. Ich hätte für den ersten Platz viel gegeben; aber es wurde nicht gespielt. . . Es war eine Zeit in Rom, da man die Fische besser erzog als die Kinder. Wir erziehen die Pferde besser. Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der am Hof die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Besoldung hat und die Männer, die dem Hof die Untertanen zureiten, hungern müssen. . . Einer, der eine katholische Aufwärtlerin hatte, sagte einmal ganz bona fide zu mir: „Die Person ist zwar katholisch, aber ich kann Dich versichern, es ist eine ehrliche, gute Haut; sie hat neulich mit zu Liebe sogar einen falschen Eid geschworen.“ (Georg Christoph Vichtenberg.)

## Glücksspiel im Mittelalter. \*)

**Das** ist eine eigene Sache um den Fortschritt; die Menschennatur mit ihren Bedürfnissen und Leidenschaften bleibt die alte, und was fortschreitet, ist eigentlich nur die technische Vervollendung der Befriedigungsmittel. Selbst in den Auswüchsen des Kulturlebens: welche Nehmlichkeit der Zeitalter! Mit der Spielsucht, zum Beispiel, finden wir die Tugend und die Obrigkeit seit Jahrhunderten im Streit, ohne daß sich ein namhafter Fortschritt der hohen Verbündeten nachweisen ließe.

Im Jahrgang 1887 des Archivio Storico Italiano veröffentlichte Ludwig Zoelauer Urkunden, die er in den Staatsarchiven von Siena und Florenz gefunden hatte. Die älteste der mitgetheilten senensischen provvisioni (so nannten die toscanischen Republiken ihre obrigkeitlichen Verordnungen) ist vom vierzehnten Januar 1249. Darin heißt es: Wenn ein Bürger von Siena in einem Versteck innerhalb der Stadt oder im Umkreis von zwei Miglien beim Spiel betroffen wird, so strafen wir ihn um zehn Pfund\*\*), den Verleiher (des Spielgeräthes) um fünfundschwanzig Pfund und den Hauswirth um hundert Solidi; straffrei bleibt das öffentlich betriebene Brettspiel und das Spiel der Personen unter vierzehn Jahren. Im Jahr 1262 wird bestimmt, daß die Dummler, Spieler und anderes Gefindel (ullus poltronus vel biscacerius vel alius male) das Würfels- und sonstige Spiel nur sechzig Ellen von jeder Kirche entfernt und in oder bei der Schänke, nicht aber in Privathäusern betreiben dürfen. Außer der Geldstrafe droht der Verfügende (Namen und Würde sind nicht angegeben), daß er das Spielgeräth zerbrechen werde. Auch wird der gestrenge Herr nicht dulden, daß die Bürger in Häusern, Weingärten und anderen Kulturen bei Nacht einem sonst erlaubten Spiel obliegen; nur auf öffentlicher StraÙe und an anderen allgemein zugänglichen und sichtbaren

\*) Im März wurde in Brügge gegen den Pächter der Spielbank des Bades Ostende verhandelt. Das erinnerte mich an dieses Ausschüßchen, das ich vor zwanzig Jahren geschrieben, aber nicht veröffentlicht hatte und das mir ein paar Tage vorher zufällig in die Hände gefallen war.

\*\*) Die hier vorkommenden Geldsummen in heutige Münze umzurechnen, ist aus zwei Gründen unmöglich. Erstens läßt sich der damalige Werth (die Kaufkraft) der Edelmetalle im Verhältnis zum heutigen nicht leicht angeben. Zweitens war die Geltung des Pfundes (libra, livre, lira) großen Schwankungen unterworfen. Eine feststehende Größe ist der florentiner Goldflorin, dessen Werth von Sachautoritäten auf 11 francs 70 Centimes, also nicht ganz 10 Mark, berechnet wird; 1291 hatte er 30 solidi (sous). Das Pfund galt im Allgemeinen weniger als ein Goldflorin; in Pisa, zum Beispiel, am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nur etwa ein Drittel davon; in Florenz wurden später beide Ausdrücke gleichbedeutend.

Orten ist das Spiel gestattet. Wer im Uebertretungsfall die Strafe von fünf- undzwanzig Pfund nicht zahlen kann, erhält einen Monat Gefängniß. Von der Straffsumme fließt eine Hälfte dem Denunzianten, die andere dem Fiskus zu. Was Einer aus heimlichem Spiel gewinnt, hat er dem Besizer wiederzuerstatten. Die doppelte Straffsumme wird dem Hauswirth aufgelegt, sei er nun Besizer oder Pächter. Auch dem Geldverleiher, versichert die Obrigkeit, „werde ich fünf und zwanzig Pfund abpfänden und nicht mehr wieder geben“. Die öfter wiederkehrende Drohung: *et postea non reddam*, erweckt die uns Heutigen unfassbare Vorstellung, daß der Fiskus damals unter Umständen so gutmüthig war, wieder herauszugeben, was er verschluckt hatte. Hat der Geldverleiher ein Pfand oder einen Schuldschein empfangen oder einen Bürgen in Pflicht genommen, „so werde ich ihn zwingen, das Pfand wiederzugeben, und werde den Schuldschein zerreißen und den Bürgen der übernommenen Verpflichtung entbinden. Schwört einer der Angeklagten, daß er die That nicht begangen, so werde ich ihn zwar nicht strafen; wird er aber später durch zwei oder mehr Zeugen von gutem Ruum überführt, daß er falsch geschworen, so werde ich ihm die doppelte Straffsumme abnehmen.“ (Welche Milde in der Behandlung von Meineidigen!) „Diese Verordnung werde ich jeden Monat einmal öffentlich verkünden lassen. Ausgenommen bleiben die Personen unter vierzehn Jahren, die ungestraft spielen dürfen; das Brettspiel aber ist Allen ohne Ausnahme gestattet, bei Tag wie bei Nacht; nachts jedoch nur ohne Pfand, Darleiher und Kredit.“

Spielern beim Spiel zu leihen, wird noch besonders verboten; die *prestatores famosi*, also solche Leute, von denen notorisch ist, daß sie aus dem Geldverleihen an Spieler ein Gewerbe machen, müssen schwören und Bürgen stellen, daß sie dieses Geschäft nicht mehr betreiben wollen. Wer eine heimliche Spielhölle unterhält, die von Personen unter fünf und zwanzig und über vierzehn Jahren (über fünf und zwanzig Jahren, wie die Urkunde sagt, ist offenbar ein Schreibfehler) frequentirt wird, Der soll jedesmal um fünf und zwanzig Pfund, der Spieler um zehn Pfund gestraft werden. „Und da“, heißt es weiter, „durch das Spiel viele Uebel verursacht und reiche Leute arm werden, so ist Jeder, der um eine Uebertretung weiß, zur Anzeige beim Podesta verpflichtet, und wer die Anzeige unterläßt, hat hundert Solidi zu zahlen.“ In der Oster- und Weihnacht soll Jedem erlaubt sein, auf der StraÙe wie in den Häusern zu spielen. Welcher Gegensatz der italienischen Auffassung des Kirchenfestes zur schottisch-puritanischen! Dem Italiener ist der Feiertag ein die Bußzeit unterbrechender oder schließender Festtag, an dem sich Leib und Seele, frei von jedem knechtischen Joch, erstreuen und erquicken; dem Schotten ist er ein Bußtag. Doch muß es wohl mit der Lustigkeit in den heiligen Nächten zu arg geworden sein, denn 1287 wird das Spielen am Christtag und

in der Weihnacht verboten. Um die selbe Zeit, 1287 und 88, findet sich die Regierung bewogen, den Amtskreis des Herrn Polizeipräsidenten von Siena von zwei auf drei Miglien Umkreis zu erweitern; die Spiellustigen und anderes Gefindel scheinen sich also die unkontrollirten Vororte zu Ruhe gemacht zu haben, wie in Berlin, wenn es erlaubt ist, ein mittelalterliches Krähwinkel unserer Weltstadt zu vergleichen. Schließlich ergeht die drakonische Vorschrift, es solle Niemand mehr stehen bleiben, um einem Spiel zuzusehen. 1292 wird verfügt, daß die Wegelagerer und professionmäßigen Spieler auch auf dem gewöhnlichen Spielplatz, dem *campus fori*, nicht mehr spielen dürfen. Wird ein Solcher dabei betroffen, so soll er von den Häshern des *Rodejtà* ins Gefängniß abgeführt und dort einen Monat festgehalten werden. Und 1295 heißt es: da aus den Spielbuden nichts als Unheil hervorgehe, tägliche Lästerungen Gottes und der Jungfrau Maria und aller Heiligen, dazu Raub und Diebstahl, so sollen Spielhäuser an keinem Ort mehr gebuldet werden, weder in der Stadt noch in deren Bezirk. Der Zuwiderhandelnde hat für jedes Mal zehn Pfund zu erlegen. Wer nicht zahlen kann, soll „aufs nackte Fleisch“ geprügelt werden. Man sieht doch, wie die Kultur fortschreitet.

Leider scheint die tugendhafte Strenge nichts genügt zu haben. Schon im nächsten Jahr bekennt sich die hohe Obrigkeit anders. Als praktische Leute sagten sich die Toskaner: Das Geld wird nun einmal hinausgeworfen; hindern können wirs nicht; liegt also das Geld auf der Straße, dann soll auch das *Comune*\*) sich am Einfaden beteiligen. Am dreizehnten März hält der Syndikus des *Comune* von Siena — *Duccius Kobba-Willani* schreibt er sich — in Gegenwart des Kämmeters und dreier Steuereinnehmer als Zeugen einen Termin ab, in dem er die Spielgerechtigkeit auf ein Jahr an zwei Bürger verpachtet (*vobis Cioni Niccoli de populo Sancti Martini de contrada Spallaforte et Pagno Guidi, de populo abatie nove*); diese Bürger haben nach vorhergegangener Ausrufung das Meistgebot von dreißig Pfund Groschen abgegeben; zehn Pfund werden sie im April, den Rest bei Ablauf der Pachtzeit erlegen. Dafür werden ihnen alle Einnahmen aus der Spielhaltung überlassen. Auch wird ihnen das Recht eingeräumt, in den drei Straßen des *campus fori*, wo das Spiel betrieben zu werden pflegt, Zelte aufzuschlagen und darunter Tische und Bänke mit Spielgeräth aufzustellen; jedoch ist nur das Brettspiel gestattet. Der Syndikus verspricht im Namen des *Comune*, sie in den erworbenen Rechten gegen jeden Dritten zu schützen, und verpflichtet sich im Nichtbeachtungsfall (welche *Coulance!*), eine Konventionalstrafe von der doppelten

\*) Il *Comune* ist der amtliche Ausdruck in den Urkunden und Geschichtswerken jener Zeit; unsere heutigen Bezeichnungen: die Kommune, die Gemeinde, das Gemeinwesen, bedeu sich in der Bedeutung nicht ganz mit „das *Comune*“.

Höhe der Pachtsumme zu zahlen. Demnach darf außer den Beiden Niemand auf dem gemietheten Plage Spielzelte errichten: in ihren Häusern jedoch dürfen die anwohnenden Haus- und Ladenbesitzer oder Pächter je zwei Spielbretter aufstellen. Zu Alledem verpflichtet sich der Syndikus ihnen und ihren Erben gegenüber. Verträge dieses Inhalts kehren nun Jahr um Jahr wieder; nur aus zwei Jahren sind sie verloren.

Was nützt aber der Fortschritt, wenn er nicht gründlich gemacht wird? So dachten die Stadtväter von Siena. Am fünften September 1313 wird den Pächtern erlaubt, auf dem genannten Plage und in einem Feldzug, der im Dienste des Comune unternommen werden könnte (wo also die Pächter Marktender misshandeln würden), nicht allein Zelte zu errichten und Brettspiele aufzulegen, sondern auch das Würfeln, „sowie jedes verbotene und nicht verbotene Würfelspiel zu betreiben, ungeachtet aller früheren Staatsgesetze“. Den Widerspruch in der Gesetzgebung offen einzugehen und resolut zu beseitigen, genirten sich die Herren durchaus nicht. In den Reformen von 1324 hoben sie alle früheren Verbote auf und verfügten ganz kurz: „Da heutzutage die Spielgerechtigkeit als steuerbarer Gegenstand fürs Comune verkauft zu werden pflegt, so untersagen wir den Wegelagern und Spielern, das Würfelspiel wie jedes andere in unseren Kapiteln verbotene Spiel anderswo zu betreiben als auf dem campus fori; dort können sie ungestraft spielen.“

Die Pachtsumme stieg unter kleinen Schwankungen von dreißig Pfund im Jahr 1296 bis auf dreihundert Pfund im Jahr 1315. Später schwankt der Ertrag; die Spielpacht aus den Ortschaften des Distriktes kam noch dazu, namentlich aus dem kleinen Hafen Talamone und den Bädern von Petruolo und Macereto. Die höchste Summe wird im Jahre 1363 mit 16 843 Pfund erzielt; dann geht es allmählich abwärts bis auf 146 Pfund (im Jahr 1392).

Unter den Aktenstücken aus dem florentiner Archiv ist eine Verurtheilung wegen verbotenen Spiels in einem Privathaus. Den Schuldigen wird eine Geldstrafe von fünfundzwanzig Pfund oder, falls sie nicht zahlen, von sechs Monaten Gefängnis auferlegt, „sofern sie in die Gewalt des Comune kommen“, wie die Urtheile damaliger Zeit vorzüglich beizufügen pflegen. Denn bei der Kleinheit jener Staaten (die Auslieferungsverträge waren noch nicht erfunden) zogen die Verurtheilten es meist vor, einige Meilen weit zu verreisen, bis Gras über die Geschichte gewachsen war. Lange dauerte Das nicht; denn man lebte in Italien damals schnell und liebte die Veränderung. Sehr löblich ist es, daß in Florenz die demoralisirenden Privatdenunziationen nicht einmal gestattet, geschweige denn belohnt wurden; nur wer von Einem aus der Familie des Podestà oder des Capitano ertappt wurde, durfte angeklagt werden. (Die Bediensteten der zwei höchsten Staatsämtern wurden deren Familien genannt). In der Bekämpfung der Spielhöhlen gehen die Florentiner mit der ihnen

eigenen Grindlichkeit vor: Häuser und Loggien, wo sich das Glückspiel eingeknistert hat, sollen von Grund aus zerstört werden. Das Häuseranzünden war nämlich in den politischen Kämpfen der Florentiner wie in ihrer Justiz eine alltägliche Praxis, bei der die erstaunlichste Fügigkeit gezeigt wurde, ohne daß die übrigen Häuser gefährdet worden wären; die ganze Bürgerschaft scheint als vortrefflich geschulte Feuerwehr organisiert gewesen zu sein. Die Zumuthung, einem ganz Zahlungsunfähigen nach Raubgabe der verhängten Geldstrafe auf Staatskosten Wohnung und Nahrung im Gefängniß zu gewähren, hätte der Florentiner, der ein geborener Finanzmann war, gewiß abgelehnt. Man sperrte einen solchen Schwächer nicht länger als fünfzehn Tage ein; vermochte er bis zum Ablauf dieser Zeit die Strassumme nicht aufzubringen, so mußte man ihn auf andere Weise fürs Gemeinwohl nutzbar zu machen: man verschaffte auf seine Kosten der Strassenjugend ein erheiterndes Schauspiel; man peitschte den armen Kerl nackt vom Gefängniß aus durch mehrere Stragen bis zum Palast der Herren Prioren und ließ ihn dann laufen.

Besonders oft findet man in den Statuten von Florenz das Verbot des Spiels auf gewissen Plätzen und in der Nähe von Kirchen und Klöstern, wo der wüste Lärm streitender Spieler oft Kergerniß gegeben haben mag. Wurde doch sogar, wie eine provvisione vom Mai 1380 beweist, die Ringhiera des Palazzo, der erhöhte Platz vor dem Regierungspalast, auf dem die großen Staatsaktionen sich vollzogen, durch Hazardspiele entweicht. Dagegen wird das Ballspiel auf dieser Stätte ausdrücklich erlaubt, wie man denn überall darauf Bedacht nahm, das fröhliche Treiben der Jugend nicht einzuzwingen. Auch die hochmögenden Herren in den Loggien des Mercato, die sich dort von ihren Staats- und Geschäftsverhandlungen bei einer Partie Brettspiel erholten, nahmen es nicht übel, wenn ihnen hier und da ein muthwilliger Ball an das würdige Haupt flog.

Es wäre grundfalsch, aus dem Mitgetheilten den Schluß zu ziehen, daß die damaligen Toskaner ein verlottertes Gefindel gewesen seien. Vielmehr waren gerade sie es, die mit Bienenemsigkeit die Elemente unserer heutigen Kultur bereiteten: Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft, Literatur. Die moderne Geldwirthschaft, die Führung eines geordneten Stadt- und Staatshaushaltes, die Ausbildung der Politik zu einer Kunst: Das sind ihre besonderen Schöpfungen. Wo Großes geschaffen wird, nicht von Sklavensheerden unter der Peitsche, sondern von einem freien Volk in der ungezwungenen Thätigkeit weiterstrebender Individuen, da geht es stets lustig zu.

Reiffe.

Karl Zentsch.



## Die Verachtung der Masse.

„Welch ein Gedanke für Dich: daß jeder Einzelne von diesen Massen, gerade wie Du selbst, ein wunderbarer Mensch ist, der sehend oder blind um sein unendliches Königtum (dieses Leben, das er in aller Ewigkeit nur einmal empfing) kämpft; ein Mensch mit einem Funken der Gottheit (was Du unsterbliche Seele nennst) in sich.“

Carlyle.

**D**ie Verachtung der Masse ist eine politische Zeitkrankheit, die die Verachtung des Soziologen verdient. Sie beschränkt sich ihrem Verbreitungsgebiet nach natürlich auf die höheren Stände. Der Normalmensch der preussischen Gesellschaft ist Reserveoffizier, gehört zum V. D. St., „geht los“ und trägt ein Monocle.

Die Verachtung der Masse keimt entweder aus einem individuellen oder aus einem sozialen Ueberlegenheitsgefühl hervor. Das Gefühl der individuellen Ueberlegenheit finden wir bei dem Künstler (das Wort im weitesten Sinn genommen). Der schätzt nur die seltene, erlesene Persönlichkeit und die Masse erscheint ihm als der Inbegriff der „Vielzuvielen“. Er wendet sich von diesen niederen, unästhetischen Lebewesen schauernd ab. In Deutschland ist Nietzsche, in Frankreich Flaubert ein besonders ausgeprägter Typus dieses Romantikerhasses gegen den Bourgeois, den Philister, das Heerdenthier. Von dem Franzosen erzählt Georg Brandes einen charakteristischen, meinem Gefühl nach freilich subalternen Zug. „Dummheit zog ihn in all ihren Formen, als Albernheit, Aberglaube, Einbildung und Spießbürgerlichkeit magnetisch an, überwältigte und inspirierte ihn. Er mußte sie Zug vor Zug ausmalen, fand sie an und für sich belustigend, selbst wo Andere sie weder unterhaltend noch komisch finden konnten. Er legte sich Sammlungen von Dummheiten an, von sinnlosen Prozeßeingaben und schwächlichen Illustrationen. Auch sammelte er schlechte Verse. Jedes Zeugniß für die menschliche Dummheit war ihm als solches von Werth. Er hat in seinen Schriften eigentlich nur mit Meisterhand der menschlichen Beschränktheit und Verblendung, unserem Unglück, so weit es auf unserer Dummheit beruht, Denkmale gesetzt. Ich fürchte fast, daß ihm die Weltgeschichte als Geschichte der menschlichen Dummheit galt. Sein Glaube an den historischen Fortschritt war sehr schwach. Der Haufe, sogar das lesende Publikum, war ihm ‚der ewige Dummkopf‘. Wollte man absolut eine Bezeichnung für diese Seite seines Wesens finden und ihn mit einem der beliebten, ihm so verhassten Worte auf ‚ist‘ bezeichnen, so dürfte man ihn kaum einen Veffimisten, auch nicht einen Nihilisten nennen, sondern einen Imbezillisten.“

Der Haß gegen die Masse ist in gewissem Sinn eine List der Natur, ein Mittel der Selbsterhaltung. Wie hätten Männer vom Schlag der Nießche und Flaubert, denen die Mitwelt beinahe jede Anerkennung versagte, ohne diesen Haß leben sollen? Sie bedurften, um nicht zu verzweifeln, nicht innerlich zu veröden, einer heftigen Reaktion gegen den Widerstand der stumpfen Welt. Und angefaßt ihrer Leiden und ihrer Leistungen begreifen und verzeihen wir den krankhaften Dünkel, der manchmal ihre Züge verzerrt.

Die Verachtung der Masse entsteht aber auch aus einem sozialen Gefühl der Ueberlegenheit. Die Menschen der besitzenden Klassen halten sich für die geborenen Führer und erneuern für ihre Zwecke das Wort vom beschränkten Unterthanenverstand. Dabei vergessen sie meist, daß sie selbst erst seit kurzer Zeit der sozialen Oberschicht angehören und eigentlich mit der Massenverachtung, die sie zur Schau tragen, ihren toten Großpapa insultieren. Doch ein Fläschchen Lethe hat jeder Mensch in der Westentasche. Wenn man ihnen zuhört, so fragt man sich verwundert, was die Herren denn eigentlich schon so Großes verrichtet haben. Das klingt, als habe Jeder von ihnen mindestens „Madame Bovary“ oder den „Zarathustra“ geschrieben. Weil sie sich nicht so sicher fühlen wie der Junker, der es gar nicht für nöthig hält, seinen Anspruch irgendwie zu begründen, geben sie sich das Ansehen geistiger Ueberlegenheit.

Ich möchte nur diese Zeitkrankheit ein Wenig prüfen. Zunächst wollen wir von dem Begriff der Masse sprechen. Das ist natürlich nur ein Hilfsausdruck. Es giebt gar keine Masse als ständiges, festumschriebenes, unwandelbares Vorstellungsgebilde. Es giebt nur Individuen. Diese Individuen bilden für eine Weile Ansammlungen oder für die Dauer Berufs- und Interessengruppen, einerlei, ob sie den höheren oder den niederen Ständen angehören; eine Masse im Sinn eines einigermaßen festen menschlichen Komplexes mit qualifizirbaren Tugenden und Lasten giebt es nicht. Die politischen Snobs meinen schlechtweg das Volk, dem sie durch den Ausdruck „die Massen“ einen psychischen Makel anheften wollen. Die Masse (jede Menschenansammlung) hat nämlich die schlechte Eigenschaft, daß sie der Suggestion leichter unterliegt als der Einzelne, daß sie ihren Leidenschaften nachgiebt und wankelmüthig von einem Extrem ins andere schwankt. Das ist aber eine Eigenschaft jeder Masse, mag sie aus Gebildeten oder aus Ungebildeten bestehen. Ein Blick auf die Parlamente zeigt, daß diese menschliche Schwäche zwar durch Erziehung und Tradition gebessert, aber nirgends völlig beseitigt werden kann. Durch das Taschenspielerkunststück, mit dem das pseudowissenschaftliche Wort „Masse“ für die arbeitenden Schichten eingesetzt wird, werden diese Schichten als politisch unfähig gebrandmarkt.

Die Individuen, aus denen die Masse besteht, sind gewiß zum größten Theil politisch unreif. Wer ist daran schuld? Doch nur wir, die „höheren



Stände". Jeder wird zugeben, daß der deutsche Arbeiter politisch urtheilfähiger ist als der russische. Warum? Weil wir seit hundert Jahren eine leidliche Volksschule haben. Jeder muß also zugeben, daß ein Fortschritt möglich ist. Und warum soll dieser Fortschritt nicht noch viel weiter führen? Er kann und wird es; deshalb soll der praktische Politiker die Masse nicht verachten, sondern individualisieren.

Die Herren, die Rieszche mißverstanden haben, werden sagen, Das sei unmöglich. Möglich, daß es unmöglich ist. Aber ein zwingender Beweis dieser Unmöglichkeit ist bisher noch nicht erbracht worden. Vor fünfzig Jahren sagte Bismarck, jeder englische Arbeiter sei ein Gentleman. Als John Stuart Mill für das Parlament kandidirte, wurde er in einer Wahlversammlung vor Tausenden von Arbeitern gefragt, ob er wirklich einmal geschrieben habe, der englische Arbeiter habe noch immer einen Hang zur Vöge. Nach kurzem Zögern antwortete er ruhig und einfach: „Ja!“ Beifall durchbraust den Raum. War die „Masse“, die da applaudirte, verzüchtlich?

Die Frage, ob die Masse sich erziehen läßt oder nicht, ist die wichtigste aller politischen Fragen. Wer sie verneint, kann nicht Demokrat sein. Wer sie verneint, spricht aber auch dem deutschen Volk jede große Zukunft ab. Andere Nationen sind reicher, ihr Boden strotzt von Rohprodukten, ihre Länder liegen günstiger, ihre Geschichte giebt ihnen einen Vorsprung, ihre Verfassung erleichtert ein einheitliches Wirken. Wir müssen alle diese Vorzüge durch die Qualität unserer Arbeit ersetzen. Diesem Ziel können wir uns nähern, wenn wir an die Individualisierung der Masse glauben. Wir können es nur, wenn wir an den Einfluß der Erziehung glauben. Wir können es nur, wenn wir allen Dünkel abstreifen. Und wir müssen es, denn wir brauchen im Frieden und im Krieg Persönlichkeiten, Persönlichkeiten, Persönlichkeiten.

Das klingt vielleicht ideologisch, ist es aber nicht. Denn Jeder von uns kann aus dem öffentlichen Leben oder aus seinem Bekanntenkreis ein Tugend-Männer nennen, die aus den unteren Klassen stammen und seine oder starke Persönlichkeiten geworden sind. In jedem Volk sind ungeheure Schätze von Talent und Charakter aufgespeichert, die nicht ans Licht gehoben werden. Das Genie bricht sich durchaus nicht immer Bahn. Die Behauptung ist eine Redensart der Saturirten. Auch das Genie bedarf der Gelegenheit, der Anregung, der Hilfe, der Liebe, des Widerhalles.

Wir können nicht mit der Masse regieren, sagen unsere Coriolane. Wir können nur noch mit der Masse regieren, sage ich. Wir bedürfen ihrer heute, wo die kleinen Staaten verdorren und die großen sich zu Riesenkomplexen zusammenballen. Der Sieg winkt Dem, der über die größten und am Besten ausgebildeten Bataillone verfügt. Die Verachtung der Masse ist also eine Zeiterscheinung, die schon aus rein praktischen Gründen bekämpft werden muß.

Die Masse (das Volk, also jedes einzelne Schulkind) muß aber auch wieder zur Ehrfurcht vor der großen Persönlichkeit erzogen werden. Zum Respekt vor der bedeutenden Leistung, zur willigen Anerkennung jeder höheren geistigen Potenz. Ich behaupte, daß schon jetzt nicht immer Der siegt, der, wie es von der Disputation zwischen Luther und Eck heißt, „am Mehrsten schrie“, sondern daß die unteren Stände einen sehr gesunden, feinen Instinkt für wirkliches Können haben. Oder will man behaupten, daß die Führer der Sozialdemokratie lauter Rassen und Pflücker gewesen seien?

Die Masse ist für die Politik nicht reif, sagen die politischen Beden. Darauf muß erwidert werden, daß es sich für Alle, die nicht unmittelbar in der praktischen Politik thätig sind, immer nur um Das handeln kann, was man im Jargon des Examinirten „allgemeine Bildung“ nennt. Auch der im besten Sinn Gebildete hat nur in wenigen fundamentalen Fragen eine leidlich begründete Ansicht. Die politische Kleinarbeit kann auch ein tüchtiger Arzt, ein trefflicher Anwalt, ein rühriger Kaufmann nicht überwachen; er muß sich auf die Männer verlassen, die sich das Vertrauen ihrer Landsleute erworben haben. Ueber solche Grundfragen kann aber auch der „man on the street“ sich eine motivirte Meinung schaffen. Er kann die Vorzüge der konstitutionellen Monarchie gegenüber dem patriarchalischen System erkennen; er kann, von seinem eigenen Interesse geleitet, zwischen den Wirtschaftsprinzipien des Schutzzolles und des Freihandels wählen; er kann die unerbittliche Nothwendigkeit einer starken Rüstung zugeben und doch die Sozialisirung des Heeres fordern; er kann sich gegen die Unterjochung der Schule durch die Kirche, gegen die Bevormundung des Bürgers durch den Beamten auflehnen. Das Alles ist für die Aristokratie unserer Arbeiter schon heute möglich und der Kreis der zu diesem politischen Mitthun Befähigten läßt sich gewiß noch erheblich erweitern. Die Demokratisirung unseres Volkes soll ja nicht eine Nivelirung nach unten, sondern eine Nivelirung nach oben bedeuten. Nur im Zeichen der Persönlichkeit kann das Durchschnittsniveau erhöht werden. Nicht die Verachtung; nur die Individualisirung der Masse kann vorwärts helfen.

Eduard Goldbeck.

Es ist gar wunderbar, wie leicht man zu der Oeffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth. Ich wüßte nicht, daß ich je Etwas gegen das Volk gesündigt habe; aber ich soll nun einmal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich hasse jeden gewaltthätigen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet wie gewonnen wird. Ich hasse Die, welche ihn ausführen, wie Die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn ein rechtlich gesinnter Mann etwas anders? (Goethe.)

## Sully Prudhomme.

Was hat Sully Prudhomme je gelebt? Oder ist dieser melodisch sich ins Ohr schmeichelnde Name nur die Zierde jener schmutzen, goldigen Bändchen, die so viel gekauft und so wenig gelesen werden? Er hat gelebt. Er studirte viel, schrieb sehr viel und war Akademiker. Ja, er war noch mehr: der letzte Romantiker unter uns; wenn auch kein Kind, doch ein Enkel der Romantik.

Um's Jahr 1830 bedeutete für einen Franzosen das Wort Romantik Jugend, Krieg, Brechen mit aller Tradition; bedeutete die stürmischen Bremerzen Victor Hugo, die rothen Westen Theophsils Gautier, die galanten Abenteuer Russets und die von Empörung glühenden, von Emanzipationwünschen qualmenden, in Frauenmund noch nie erblickten Cigarren der George Sand. Romantisch hieß, was lebt, was bebt, was lacht und weint, was reizt und lockt, was mit frohem, herausforderndem Lärm Europa erfüllte, was sprudelnd in hohem Strahl emporstob, in sprühenden Tropfen zerstob und die ganze Atmosphäre durchtränkte, um sie zu befruchten.

Wie veränderte sich der Sinn dieses Wortes! Was ist uns Romantik? Großmütterleins nach Lavendel duftender Kleiderschrank, eine Burgruine, vom geisterhaft fahlen Mond beschienen, ein Flötenlaut, in weiter Ferne klagend, ein müder Wellenschlag, der in seine eigene Bläue rieselnd zusammensinkt; und der im Schloß Chatenay dahinsiechende, seine, ruhige Greis Sully Prudhomme.

Doch der Rektologiker darf sein Urtheil über das jüngst Vergangene nicht auf Bewußtseinswerthe der Gegenwart stützen; er muß sich im Gegentheil zur Wildde stimmen, den Mann, dem er den Nachruf spricht, sich am hellen Tag seiner wirkenden Blüthe vorstellen. Nicht den überwundenen Feind: den guten Vater soll er in ihm erblicken, dem wir nicht allein das Leben, sondern Alles verdanken, was ein Leben lebenswerth machen kann. Dieser gute Vater war uns Sully Prudhomme; er verdient einen ehrfürchtigen, liebevollen Nachruf.

Die großen Romantiker hatten keine Nachfolger. Wer kennt die Schüler von Lamartine oder Victor Hugo? Wer entsinnt sich noch der Nachahmer Russets? Was den Größten nicht gelang, ist dem feinen, seltenen, distinguirten Talent Gautiers gelungen: er wurde der Pfadfinder einer neuen Richtung. Er, der begeistertste Jünger der Romantik, war, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, ein Widersacher Hugos. Um ihn her ward die Fuge des Alexandriners gesprengt, die von der Stelle gerückte Caesur schwankte, wie von der Freiheit betäubt, unruhig hin und her, der Reim brauste und schwelgte im romantischen Orchester in noch nie erhörten Harmonien und Disharmonien. Nur dieser gelösten und wandelbaren Form konnte gelingen, die Begriffe, Gedanken, Stimmungen, denen plötzlich ausnahmslos literarische Daseinsberechtigung zuerkannt ward, wie mit breiten, ausgespannten Armen zu umfassen. Gautier

aber schnürte das Regelmässige noch enger, schloß den Vers gleichender, durchsiefte seine Gefühle und Gedanken und ließ nur das Seltene, das Besondere durch, um es in seltenen, besonderen Formen aufzubewahren. Und als die Welt des Jh.-Spektakels der Romantik allmählich müde wurde, knüpfte die Lyrik der Folgezeit ihre Fäden unmittelbar wieder an ihn. Leconte de Lisle erscheint und führt die Kunst des objektiven Sanges, der unpersonlichen Lyrik zum Sieg. Aus den Erzeugnissen der Romantik wurde nur die Ausbreitung des geschichtlichen Horizontes beibehalten; nicht die Inspiration soll die Vorstellung von Zeiten und Völkern auflockern lassen, sondern Geographie, Geschichte, Psychologie, die ganze Wissenschaft soll den Poeten zu fremden Seelen, Gestalten, Völkern und Ländern führen; nicht die geringste Spur des Modernen, des Franzosen darf im Gedicht erscheinen. Der Dichter soll vom Kleinlichen Treiben seines Lebens schweigen, sein Herz zum Herzen des Universums weiten. Und ruhig pulsire dann dies mächtige Herz, kaum fühlbar durch den Panzer der Form. Rassist und doch zierlich baue sich das Gedicht in glitzernder Pracht in die Höhe.

Unter die Parnassier, wie sich die Gruppe um Leconte de Lisle nannte, verirrte sich merkwürdiger Weise ein frauenhaft empfindsamer Dichter: Sully Prudhomme. Einige Jahrzehnte früher wäre er der reinste Romantiker geworden; schwermüthig, zartfühlend, die verschiedensten Erscheinungen im leichten Gewebe der Analogie ineinanderwirkend, hätte er die Rolle eines für Paris gedämpften, für Franzosen beschwichtigten und gemäßigten, seines Ungefühms beraubten Venus gespielt. Einige Jahrzehnte später wäre er Impressionist geworden. Wie ein Flor, der sich überall anschmiegt, hätte der von ihm so sehr verpönte vers libre den zarten Schwingungen seiner Seele nachgezittert. Der ihm verhasste, absichtlich verhäßte Ausdruck hätte sich seinen kaum greifbaren, leicht entschlüpfenden Gedanken und Stimmungen mit der größten Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit angepaßt. Doch im Kreis der Parnassier mußte der warme, weiche, allzu weiche Dichter hart und kalt sein; dieser Blumenkelch mußte sich in einen Kelch aus geschnittenem Elfenbein verwandeln, um den leicht niederfallenden Thau der glitzernden Ideen aufzufangen. Die Wissenschaft, der seine Inspiration nur folgen sollte, ersticke sie allmählich und der Mann, der schöne Lieder zu singen berufen war, schrieb nur noch schöne Verse.

Die Anthologien, die Schulbücher bringen alle ein Gedicht von Sully Prudhomme: *Le vase brisé*. Das Lied vom kaum sichtbaren Sprung in der Wase, der durch das leise Streifen eines Hächerschlages entstand und sich nun langsam weiterträgt, bis Wasser herausflickert und die Blumen in der Wase wellen. Keiner ahnt noch die Verderbniß, doch: *N'y touchez pas, il est brisé*. Man erzählt schon die Fortsetzung vom Herzen, das von der liebenden Hand gestreift und geschädigt wird, springt und die Blume der Liebe darin verklümmern läßt:

Toujours intact aux yeux du monde  
 Il sent croître et pleurer tout bas  
 Sa blessure fine et profonde, —  
 Il est brisé, n'y touchez pas.

Der Poet schrieb gar manche gleichwerthige Lieder, worin er einen subtilen Gedanken in der selben Art ganz deutlich sich ausdrücken läßt, bis in seine innersten, dunkelsten Winkel beleuchtet und ein Gefühl mit dem Gedanken in eine vielleicht etwas zu straff gezogene Parallele zwingt, in ein irritirend genaues Gleichniß faßt. Ich nenne nur den schönen Vers an die Stalaktile, diese Thränen Säulen, die an traurige Seele gemahnen, in denen alte Liebe schlummert, alle Thränen wie angefroren sind und aus denen immer Etwas zu weinen scheint. Doch die Menge wählt sich als typisches Beispiel der Poesie Prudhomme's das *Vase brisé*. Das ist kein Zufall. Prudhomme kommt in diesen Versen der französischen Neigung, ein tiefes Herzeleid gar manierlich, fast geistreich auszudrücken, wie sonst Keiner entgegen. Hätte das achtzehnte Jahrhundert nicht nur Prosaiker, sondern auch echte Poeten gehabt, solche Dichtung wäre am Hof Ludwigs des Fünfzehnten entstanden. Diderot beschreibt das Bild von Greuse: *La cruche cassée*; das überschöne, unmöglich ovale Mägdlein, das am Brunnen seine Schöpfkanne zerbrach und nun weint. Diderot vermuthet, diese Traurigkeit, dieses tiefe Herzeleid gelte nicht der zerbrochenen Kanne, sondern deute eher auf einen geheimen Herzenskummer. Ist diese Vermuthung richtig, so könnte man der kleinen Dame, dieser Trianon-Idyllhirtin, dieser personifizirten Pastorale kaum ein Liedlein in den Mund legen, das zu ihrem Wesen und zur Gelegenheit besser paßt als Prudhomme's *Vase brisé*.

Die Manierlichkeit Prudhomme's war jedoch keine erkünstelte Kokostimmung, keine Zopfmanier. Er war von Natur aus viel zu scheu, um Leidenschaften auszuschreien, zu züchtig, um Alles brutal beim Namen zu nennen, zu verträumt, um große Realitäten nicht in eine reinere Sphäre der Verklärung hinüberzutragen. Man erkennt ihn sofort, in dem Gedicht *Première solitude*, in der Beschreibung des Schulknaben, der immer weint, so lange die Anderen lustig herumtollen, den die Starken ein Weib, die Verderbten ein Unschuldslamm schelten und von dem das Gerücht geht, er sei reich, weil seine Hände immer rein gewaschen sind. Mit dieser reingewaschenen, blanken Aristokratenhand schrieb Sully Prudhomme seine reinen, blanken Lieder an reine, blanken Frauen. Dichte, etwas blutlose Erscheinungen sind diese Ideale, deren Züge kaum zu unterscheiden sind. Durch sein ganzes Leben begleitet ihn diese Vorstellung einer fast körperlosen Trauungsgestalt, einer für ihn bestimmten und nie erblickten Braut, die irgendwo in der treuen Obhut der Mutter lebt, die vielleicht an ihm vorüberging, ohne daß er's ahnte, die vielleicht gar schon ge-

storben ist, ohne daß er sie je sah. Er zeigt das Idealbild dieser Jungfrau, die eine Männerhand nur leise, wie ein Lusthauch, berühren darf. Das Temperament eines lebhaften Mädchens floh er; schien zu fürchten, der in einer so schönen Hülle verborgene Leichtsinns müsse Unheil stiften. Er bittet deshalb eine lustige Schöne, sich mit ihrer Grazie von leichtgläubigen Schwärmern wegzuwenden, sie zu verschonen, denn solche Menschen:

Il leur faut une amie à s'attendrir facile  
 Souple à leurs vains soupirs comme aux vents le roseau  
 Dont le coeur leur soit un asile  
 Et les bras un berceau.

Douce, infiniment douce, indulgente aux chimères,  
 Inépuisable en soins calmants et réchauffants,  
 Soins muets comme en ont les mères,  
 Car ce sont des enfants.

Il leur faut pour témoin dans les heures d'étude  
 Une âme qu'autour d'eux ils sentent se baisser,  
 Il leur faut une solitude  
 Où voltige un baiser.

Wenn sich diese azurne Dichtung verdunkelt, so giebt es keinen jähen Uebergang; eher ein zartes Zusammenspiel von Licht und Schatten, wie bei der Wolke, die sich mit silbern schimmerndem Rand vom Himmel abhebt. Seine Trauer ist die würdevolle Trauer eines Weltmannes; kein schriller Laut weist auf die Blutspur der Schmerzen. In ihm war Etwas von Dem, was Marguerite von Navarre *ennui commun à toute âme bien née* nennt, eine angeborene Neigung zu einer nicht aufdringlichen Melancholie. Vom Trauerkleid seiner Mutter fliegt etwas Dunkles in sein Kinderherz und erfüllt es mit dem Bewußtsein eines unendlich langen Fernseins: „*Me révéla quelque absence d'une interminable longueur.*“ Dieses „*quelque*“ ist charakteristisch. Preudhomme's Trauer ist eben so unpersönlich wie seine Liebe.

Nicht nur der Leser: auch der Poet selbst fühlte sich verweidlichen in diesem engen Kreis von kaum unterscheidlichen Gefühlsrichtungen. Er suchte einen Ausweg in die freie, weite Welt. In seiner Jugend studirte er Naturwissenschaften und Philosophie. Der blieb er treu. Sein Streben war, diese zwei Gebiete für die Poesie zu erschließen. Wo seine Absicht verstreut bleibt, wo das Auge des Naturforschers und das Auge des Poeten auf dem selben Gegenstand ruhen, da gelingen ihm Gedichte, in denen die Beobachtung in ein Gefühl oder ein Gefühl auf die originellste Weise in eine Beobachtung übergeht, mit ihr organisch verbunden wird. Der perlende Morgenthau zwingt ihn zu der Frage: Woher kommen diese zitternden Tropfen? „*C'est qu'avant de se former, elles étaient toutes déjà dans l'air.*“ Und woher denn:

die Thränen? Die Seele barg sie alle, bevor sie ins Auge flossen. Die beiden nüchternen Zeilen, die ich im Original citirte, schmecken nach einem Lehrbuch; erdrücken mit ihrer Positivität die Empfindung. Dem ganz auszuweichen, gelingt ihm nicht, wenn er sich rein an die Wahrheit hält; er muß hinüber in das Gebiet der von der Phantasie ergänzten Beobachtung, der leise der Natur nachhelfenden Träumerei. Die ganze Last der Wahrheit kann er nicht tragen. Deshalb gelingen ihm am Besten die Lieder, worin er seine Probleme ganz ohne Naturkunde löst. Physik und Poesie sind nicht etwa unvereinbare Gegensätze; Prudhomme war nur nicht der Mann, Beides zu vereinen. Ihm fehlte, was Lukrez und Goethe so reichlich, was selbst Alfred de Vigny und Leconte de Lisle besaßen, was Plutarch in der Beredsamkeit des Perikles fand: die Gabe, die schönsten Charaktereigenschaften mit Hilfe der Naturkunde zu dem hohen Sinn, zu der Alles bezwingenden Kraft zu erheben, die dem Stil Mark sichert. Seine naturwissenschaftlichen Studien hoben seine Talente nicht, sondern erdrückten sie. In einem der ersten Sonette seines langen Gedichts „Justice“ klagt er bitter über diesen Widerstreit. „Nies nicht!“ mahnt ihn eine innere Stimme; „das Buch, das Wissen gefährdet die Poesie.“ Prudhomme mußte an sich erfahren, daß man mit den angestrengtesten Studien sich nicht über sich selbst hinausheben kann und daß der Fülle des Wissens die Fülle des Erlebens gleichen muß. Seine Rippen-Natur formt sich ein Rippen-Weltall; er dringt mit seinem Sokowesen in die Naturkunde und verschmöckelt sie, pumpt sie auf und verkleinert sie. Will er über sich selbst hinaus, so bleibt ihm nur Rhetorik, Geschicklichkeit im Versmachen und, leider, ein Schicksaligkeitsgefühl, das ihn drängte, die Unbarmherzigkeit, die skandalöse Roheit der Elemente miltern zu wollen, um „die Würde zu bewahren.“ Seine drei großen Lehrgedichte sind auf die Perleschnur der Sonette oder anderer Versformen getreht, aber ganz eindrucklose Weltanschauungshypothesen, metaphysische Theorien, die sich darüber zu wundern scheinen, daß sie in den Strophenbereich gerathen sind. Nirgends ein Naturlaut, nirgends eine Gestalt. In dem Gebiet des Verschwommenen, Unendlichen, Unsichtbaren, Nebigen fühlt seine Poesie sich heimisch. Le roseau pensant nannte Pascal den Menschen. Das Säufeln dieses denkenden Rohres sind Prudhommess Verse. Er ließ sich anziehen, so heißt es im Gedichte „Les chaînes“, vom Schimmer des Wahrnehmbaren, vom Dämmer des Unbekannten. Unzählbare, zarte und schmerzende Fäden zogen von seinem Innern zu den Dingen hinüber; sein Leben hing an diesen leichten Schlingen und die geringste Erschütterung, die ein Hauch in der Außenwelt verursacht, riß Etwas aus seinem Innern heraus. Männlicher Klingts aus dem schönen platonischen Vers über den Wechsel der Generationen und der ewigen Materie:

C'est par les formes de vingt ans  
Que rit la matière éternelle.

Auch die Sprache und die Kunst stellte sich Sully Prudhomme als gleichgiltige, ewige Dinge vor, die, wie die Wogen des Ozeans, durch ein gleiches Rauschen abweichende Eindrücke bewirken. Er bedachte nicht, daß man, um unterschiedene Wirkungen hervorzubringen, einer unterscheidenden Kunst bedarf, und widersprach jedem Versuch, Syntag und Metrik zu erneuen. Sein Kulturelalent verstand den genialen Wirbel Verlaines gar nicht. Seine Réflexion sur l'art des vers ist der Ausdruck des Mißtrauens vor Neuetern, — vor der Jugend.

Budapest.

Ludwig von Hatvany.



## Des Unmoralischen Morgengangs.

**A**m vier Uhr früh schrieb Oskar an die Freundin, die er um Drei verlassen hatte: (Während ich eben nach Hause ging, erzählte ich Dir einen entzündenden Brief über all Das, was ich unterwegs erlebte. Das meiste Häßliche habe ich schon wieder vergessen. Der Rest soll dir noch gesagt werden.) Weißt Du, daß es Morgen war, als ich Dich verließ? Das weißt Du nicht. Du weißt nur, daß es auf dem Treppentur schon hell wurde; was ganz etwas Anderes ist; etwas Rükternes und Graues; und ein Maimorgen ist . . . Doch Das will ich Dir ja gerade erzählen, was ein Maimorgen ist. In der Berliner Straße ging mit einem plötzlichen Entschluß das elektrische Licht aus. Was sehr verständig von ihm war. Rechts hing eine große, an der rechten Seite etwas eingebuckte, leuchtende Apfelsine. Links war der Himmel ein Tellerrand, von dem ein ziemlich fettes kleines Mädchen Blaubeeren gegossen hatte: dunkles Blau und leuchtendes Roth-Violett. Es war also reichlich hell genug. Das hatten die Lampen auf der Brücke im Zuge der Charlottenburger Chaussee auch längst eingesehen. Kofett suchte sich die leuchtende Apfelsine im Kanal zu spiegeln. Aber das Wasser war nicht ganz damit einverstanden; es floß schnell vorüber, so daß an der Stelle der vergeblichen Spiegelungsversuche nur ein gelber Streifen blieb. Todegen wurde die bizarre Häßlichkeit der Baugerüste an der Brücke mit einer gewissen liebevollen Sorgfalt wiedergegeben. Ich weiß nicht: ich hätte doch lieber die Apfelsine gespiegelt. Aber wer weiß, weshalb sich das Kanalwasser darauf nicht einlassen wollte? . . . Die Lampen auf der Chaussee bis zum Thiergartenbahnhof waren noch zu keinem ernstlichen Entschluß gekommen. Und deshalb trabte ein Mann mit einer, wie sich erwies, Vertrauen erweckend sanftrothen Nase von einer zur anderen und drehte jede einzelne mit etwas unwilligem Gemurmel aus. Auch der Thiergartenbahnhof murmelte unwillig Etwas; er war aber noch zu drei Vierteln im Schlaf und ich verstand erst sehr spät, was er wollte: „Ich schlafe noch, ich schlafe noch. Ich lasse noch keine Bülge fahren.“ Das interessirte mich wenig. Ja, ich fand es sogar etwas aufbringlich von ihm,



mir Das immer wieder zu erzählen. Ich wollte ja gar nicht fahren. Ein Bißchen ärgerlich untertritt ich den Bahnhof und war dann mitten im Grünen.

Den Weg schlug ich ein, dessen zahllose Windungen immer so rasend schnell vom Auto gefressen werden, wenn ich Dich am Morgen nach Deiner Wohnung bringe. Eine Begequälerei, die dem Berliner Magistrat tief ins milde Herz gedrungen ist. Er will verbieten lassen, daß der Weg von Autos befahren wird. Er sagt sich: Wer Auto fahren will, Der soll um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen auch durch den Denkmalkain fahren müssen. Schnelligkeit der Fortbewegung und Schönheit des Weges zugleich kann kein Bürger fordern, so lange wir nur hundert Prozent Steuerzuschlag nehmen. Doch ich verliere mich ins Kommunal-Politische. Lieber möchte ich Dir noch die dringende Warnung aus Herz legen: Erzähle keinem Menschen, daß es noch denkmallose Theile im Thiergarten giebt. Würde Das an zuständiger Stelle gemeldet, so möchten fürchterliche Dinge geschehen.

Die Vögel begrüßten mich in etwas aufgeregter Weise, als ich in den Thiergarten eintrat. Sie wollten von mir ein Urtheil über ihr Frühkonzert haben. Ich erklärte mich, als unmusikalisch, für inkompetent und beobachtete mit Interesse, wie rechts aus der Apfelhine eine etwas süßliche Citrone geworden war, während der Blaubeerterrand sich hinter den Bäumen versteckte und nur noch ein etwas verblaßtes Orangeband über ihnen sichtbar blieb. Ueber dem Neuen See hingen leicht lila grau getönte Dunstschleier. Das junge Baumgrün war noch nicht abgestaubt und sah unverständig solid in seiner Stumpfsheit aus. Es suchte mir zu imponiren und den Eindruck gereiften Augustlaubes zu machen. Das war so'n richtiger Jungmädelstreich; der ihm aber gut stand. Das mußte es auch genau und spiegelte sich mit eigentlich zu eingehendem Interesse im See, der all dieses Grüns ganz voll war und eifersüchtig so viel, wie irgend ging, mit dem dünnen Ruffeln, den er eben zur Hand hatte, zu verbergen suchte. Links die Esenwiese hatte von dem matten Orangezeug einen Halbhalbbachin über sich gespannt und sah gar nicht eisenhaft aus. Eher so zahlungsfähig häßlich wie eine Wiese in einem englischen Landpark, der bei der ganzen Gentry als beautiful bekannt ist. Sah man aber genauer hin und beachtete man die Augen gegen den Halbbachin, dann sah man noch seine, blaßblaue Schleier wehen, die die Esen an die Bäume gehängt hatten, als sie den Tanz begannen, und dann leichtsinnig, wie solch Volk ist, vergaßen.

Jenseits von der Dierckstein-Allee wurden rechts lauter verzauberte Bissen sichtbar, die von außen ganz wie schlafende Thiergartenviertelhäuser ausfahen. Das war aber nur Schein. Auf ihren Treppenturen wuchs Gras; und ich bin überzeugt: den meisten war das Dach längst eingesenken. Eines von diesen Häusern hatte man gerade abzureißen begonnen, als sie verzaubert wurden; eine Leiter schaute fest darüber hinweg; durch die Dachfenster und die Fenster des Oberstods blau-graue der Himmel; unten hatten wühende Restauratoren (es sah nach Bobo aus) nächterne, große, weiße Zettel an den Baum gesteckt, auf denen „Israel Schmidt Söhne“ stand. Das konnte aber natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Bau schon seit vielen hundert Jahren genau so dastand, wie er heute aussah. Links war Alles grün; grün Bäume und Wasser. Eine junge, noch ziemlich unerfahrene Blaubuche wußte nicht recht, ob sie gegen diese Spinat-symphonie auftrumpfen oder sie nur stärker betonen sollte. Das Wasser gab es allmählich auf, Ruffelinge aber die Bäume zu breiten. Es hatte erkannt, daß es mit dem dän-

nen, farblosen Zeug doch nicht gegen die Grünorgie aufkam. Im Gras zankten sich zwei Entenröche um eine ziemlich apathische Entenmadame. Ein Kaninchen lief ungeschickt über den Weg. Und auf einer Bank saß ein Mann mit einem rothen Schnurrbart und einem Künstlerhut, der ob seiner Schädigkeit an einen Stromer verschenkt sein mochte, aber auch, trotz seiner Schädigkeit, noch von dem Kunstbesessenen selbst getragen werden konnte.

Durch die Friedrich-Wilhelm-Straße rollten zwei höchst unwahrscheinliche Milchwagen. In der Kaiserin-Augusta-Straße dehnte sich links ein oberitalischer Park, hinter dem sicher ein etwas verwahrlohtes Renaissancechlößchen versteckt war, während rechts mir ein Haus einzureden suchte, in ihm wohne Geheimrath Martius. Der grüne Fiedl vor der früheren Chinesischen Botschaft mit seinen Kastanien und Trauerweiden erzählte mir lange vergessene Kindererinnerungen, so daß sich die allegorische Marmordame ganz neugierig nach mir umsaß und mir lange nachblidete. Die Hohenzollernbrücke fragte: „Weißt Du noch, daß ich früher einen ganz anderen Ausgang hatte, den man im Winter im Schlitten herunterfahren konnte? Man mußte sich dabei aber vorsehen.“ Die Kastanien markirten Waldesbuntel und hoben ganz langsam ihre Äste wieder vom Wasserpiegel, zu dem sie während der Nacht den Nigen zum Besprießen niedergereicht hatten. Nun hatte sie der Morgen überrascht und die würdigen alten Herren schämten sich ein Wenig des nächtlichen Getändels. Sie standen da, als ob Das mit ihren Ästen immer so wäre. Wer sie aber genau kannte, entdeckte wohl, was hier vorgegangen war. Doch ich habe die alten Herren von Kindertagen her in viel zu guter Erinnerung, als daß ich mir Etwas merken ließe und sie dadurch beschämte. Ich nickte ihnen harmlos freundlich zu; sie erwiderten den Gruß sehr von oben herab, was ich ihnen weiter nicht übel nahm; man kann leicht nervös werden, wenn man ein alter, würdiger Herr ist und vor Einem, den man noch im Hängesleichen kannte, einen Fehltritt verbergen soll.

Dann kam ich in die Genthinerstraße. Geschäftswagen rasselten. Ein Auto führte Nachtschwärmer (denke!) nach Haus. Der Zauber zerfiel. Die Häuser gaben sich zwar Mühe, verzaubert auszufehen. Ein Bau that, als stünde er seit mehreren Hundert Jahren schon unberührt da. Aber man sah gleich, daß Alles nur Betrug war. Der Mond begriff, daß er überflüssig geworden sei, und versteckte sich hinter eine unglaublich nichtsagende graublau Wolke. Straßenarbeiter hatten den Asphalt auf. Vor der Markthalle standen die Gemüswagen eine anspruchlose Parade. Straßenlehrer betrachteten mich mißbilligend. Und als ich mich ihm näherte, redete sich der Thurm der Zwölf-Apostel-Kirche auf seinen spiritualistisch dünnen Vorderbeinen (hast Du schon bemerkt, daß die Strebepfeiler rechts und links spiritualistisch dünne Thurmbaine sind?) müßtern aus dem Grün zu seinen Füßen empor und hielt mir eine protestantische Nachsaisonpredigt: „Das Thema, das wir unserer heutigen Festbetrachtung zu Grunde legen wollen, geliebte und verwirrte Brüder in Christo, sei die Verderblichkeit des Nachtschwärmens für den irdischen Leib und für die unsterbliche Seele. Und zwar wollen wir ersehen: daß, zum Ersten, es Gottes heiligen Geboten zuwider ist; daß uns, zum Anderen, der Aergre Kath mahnt . . .“ Ich hörte nicht mehr hin. Denn dahinter wurde für einen Augenblick der Thurm der katholischen Kirche auf dem Winterfeldplatz sichtbar, der spitz und froch in den Himmel stach und über seinen nüchternen Wässchen-Kollegen halb abböhmäßig vergnügt, halb jesuitisch verschmigt sicherte.

Die Feuerwache, in die die Sehnsucht des Kindes so oft den Mann geträumt hat; denn Feuerwehrmann: Das kam unmittelbar hinter Lotse; wenn man aufrichtig sein will, sogar noch vor Lotse, weil Etwas mit Pferden dabei war; freilich war wiederum nicht zu verkennen, daß Lotse noch edler war; schon, weil man da so allein auf einem Beachtthurm hauste. (Du siehst, die nautischen Kenntnisse waren ganz landrattenmäßig. Allerdings ist mir zweifelhaft, ob Deine selbst heutzutage weitergehen.) Ein neues, gutes Erdhaus, das man sich mal bei Tage ansehen sollte. Frobenstraße. Bülowstraße. In ihr brachten einige Vegetarier eine in jedem Sinn etwas verspätete Randarabeske zu der Backsteinpredigt bei, indem sie vernehmlich darauf hinwiesen, daß die Sünde häßlich sei . . . Vom Thurm der Lutherkirche schlugs vier Uhr; an der Ecke der Potsdamerstraße warteten ein paar Autos darauf, daß sie Dich nach Hause bringen durften; eine Verkennung der Sachlage, die mich mit stiller Heiterkeit erfüllte. Und ich merkte plötzlich, daß ich müde war.

Aus dieser Erkenntniß will ich nun endlich die Konsequenz ziehen. Und darum schließe ich schnell mit einem Gedichtlein, das mir auch auf diesem ungeheuer produktiven Morgenwege kam. (Ich stelle dabei anheim, ob Du es als Gedicht auffassen oder in die Klasse der Prosa einreihen willst. Ich las nämlich jüngst in einem sehr ernsthaften und gründlichen Aufsatz, daß solche Sachen keine Gedichte sind; deshalb beunruhigt die Ankündigung mein Gewissen.) Jedenfalls heißt also:

So, jetzt mußt Du ganz ruhig sitzen

Und still halten.

Alle meine Finger wollen Dich küssen.

Wollen Deine weiche warme Wange küssen.

Zuerst der Daumen —

ein Wenig plump und ziemlich ungeschlacht —

Dann der Zeigefinger —

ein erfahrener Herr —

der Mittelfinger —

ziemlich indolent —

der Ringfinger —

etwas asthmatisch —

und nun der Kleine.

Er ist ganz besonders verliebt in Dich,

Schmiegt sich ganz eng an Deine Wange

Und küßt Dich

Mit dem Munde und dem ganzen Körperlein . . .

So.

Und nun mußt Du mich küssen, Liebste.

Mußt mit Deinen Lippen meine Lippen küssen.

Sonst bekommen die unartigen Finger das Krabbeln,

Fangen an, zu kratzen,

Und lassen eine lange rote Schramme

Auf Deiner weichen warmen Wange.

Guten Morgen, Du!

Johannes W. Garnisch.



## Das Buch der Liebe.\*)

Sakrosankt.

**S** ist nutzlos, über eine getäuschte Liebe sich mit Steptis hinwegsetzen zu wollen, und es scheint ein Verbrechen zu sein. Der Mann hat jedoch mehr Ehrfurcht vor diesem heiligen Gefühl; er spricht nicht einmal von seiner Braut, am Allerwenigsten von ihren Fehlern; das Weib geht sofort zu Schwestern oder Freundinnen, um über den Fall zu sprechen.

Ich kannte einen zerrissenen Mann, der eben seine Ehe aufgelöst hatte und nun wieder von der mächtigen Liebe befallen wurde. Diesmal wollte er sich nicht binden; und um nicht verlost zu werden, ging er jeden Abend von seiner Braut ins Café, wo er den Freunden gegenüber den Gegenstand seiner Liebe „objektivirte“: die Gespräche und kleinen Ereignisse des Abends wiedergab. Da sie aus der selben Wölle war, ging auch sie von ihm zu ihren Freundinnen und gab sich skeptisch. Man muß sich schwimmend erhalten, sagte sie.

Als aber Beide den Betrug entdeckten, gingen sie auseinander. Doch es war zu spät. Sie hatten sich zusammengewebt; und sie litten Qualen, die sie wieder zusammetriebten. Schließlich mußten sie sich verheirathen.

Um aber wieder von einander los zu kommen, erniedrigte Einer den Andern, damit sie durch gegenseitigen Abscheu frei würden. Aber es gelang ihnen nicht. Sie gingen hin und verkleumdeten einander, cuthyrten einander: nichts half. Sechsmal, zehnmal trennten sie sich, aber sie kamen immer wieder zurück . . .

Das Subjektivste kann und darf nicht objektivirt werden. Es ist sakrosankt und darf nicht mit Worten ausgesprochen werden, wie der Name J. H. V. H. Es ist Lästerung, wenn man es doch thut, und wird mit dem Tode bestraft.

\* Wer's Anngätröh' des Wadioltes.

Ich fand einmal auf dem Lande, oben auf einem Boden, die Liebesbriefe, die ein Dienstmädchen an seinen Bräutigam gerichtet hatte. Es waren ja große, zu große Krähensfüße; aber da waren Worte, lauter wohlklingende, laute Worte; Zärtlichkeit, Fürsorge, Hoffnung, Glaube; nicht ein zweifelndes Wort, nicht eine Besorgniß über die Zukunft und die Dauerhaftigkeit der Gefühle beider Menschen. Sie sah nur die Hütte vor sich und das Kindlein.

Überall im Leben civilisirter Menschen tritt die Liebe veredelnd auf. Man weiß ja, daß die Mutter in der ersten Zeit einen Widerwillen gegen die Nahrung hat; sie saftet aus reinem Instinkt und ihre Organe weigern sich, rohe Stoffe aufzunehmen und sie zu verarbeiten. Das gleicht dem Vorgang beim Ranne, der liebt; er „ißt nicht“ und magert ab. Das Geheimniß liegt wohl darin, daß seine überflüssige Materie verbrannt, das Unreine verzehrt werden soll, ehe das schöne Seelchen einziehen und Hochzeit halten kann. Verlobte werden, wenn das Verhältniß

\* Von Strindbergs „Blaubuch“ ist hier gesprochen worden. Jetzt wird (wieder bei Georg Müller in München) der zweite Band (unter dem Titel „Ein neues Blaubuch“) erscheinen, aus dem hier einstweilen einige Fragmente veröffentlicht werden. Was von Strindberg kommt, ist stets lesenswerth. Und das „Neue Blaubuch“ ist besonders auch deshalb, weil es die ganz persönliche Frömmigkeit des genialischen Magnus erkennen lehrt.

richtig ist, schön, ohne es zu sehen; es leuchtet aus ihnen; sie machen sich besser, als sie sind, und dadurch werden sie besser; sie veredeln ihre Sprache und damit ihre Gedanken; mit einem Wort: sie wenden sich von dem Niedrigen, bessern sich und werden von Neuem geboren. Das gleicht ja materiell auch der Einleitung zu einer Geburt, der Schwangerschaft, wie ich eben andeutete.

Aber Kampf ist auch vorhanden, geistiger, da die Rückstände an Bösem in Beiden kämpfen; da werden Thränen vergossen von der Art, die innen und außen wächst und reinigt. Dann kommen Hindernisse und Widerstand in den Formalitäten, welche die Geburt prüfen: Das ist Sorge mit Kraftanstrengung.

Nach dieser Wiedergeburt, die einzig schöne Erinnerungen hinterläßt (die einzigen, denn die Kindheit ist unschön und die Jugend auch), nach dieser Wanderung im Vorhof öffnen sich schließlich die Pforten zum Lustgarten; der Diener des Herren steht da mit dem Schwert und warnt; er kennt alle Gefahren und er nennt sie bei Namen. . . . Von den Früchten der Bäume dürst Ihr essen; aber von eines Baumes nicht: sonst müßt Ihr wieder hinaus aus dem Paradies und wandern. Auf die einsame Bodenkammer, Du Mann, und heim zu Deinen Schwestern, Du Weib, wo Du nicht mehr willkommen bist! Und sitzet dort und erinnert Euch an die lieblichen, lichten Tage im Lustgarten des Paradieses, die nie wiederkehren.

#### Blutsbrüderschaft.

Die Brüderschaft wurde mit einer heiligen Handlung besiegelt: dem Mischen des Blutes. „Die Seele sitzt im Blut“, steht im Alten Testament (man vergleiche Molitors Philosophie der Geschichte); und es ist wahrscheinlich, daß ein Mysterium dort geschah, das wir nicht verstehen und das bei allen Sakramenten geschieht, die wir eben so wenig verstehen. Torger und Tormod hatten ihr Blut vermischt und sie schritten untrennbar durch Kämpfe und Siege. Eines Tages aber, als Torger von den Erfolgen berauscht war, wirft er dem Bruder das unvorsichtige Wort hin: „Wer von uns Beiden, glaubst Du, würde herrschen, wenn wir einen Strauch wägen?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete der Bruder; „weiß aber, daß diese Frage unjerem Zusammenleben ein Ende macht. Ich will nicht länger bei Dir bleiben.“

„Es war nicht mein Ernst, daß wir unsere Kräfte an einander erproben sollten.“

„Es ist Dir doch in den Sinn gekommen, da Du es gesagt hast.“ Er ging; und die Brüderschaft war zu Ende.

„Ihr Freundschaftsverhältniß war so zerbrechlich, daß es nicht einmal die Berührung eines voreiligen Gedankens vertrug“, fügt der Erzähler hinzu (Booth).

Die Ehe ist eine Brüderschaft; mehr: sie ist eine heilige Handlung. Sie ist so zart und so zerbrechlich, daß ein voreiliges Wort (man nennt es oft Scherz) fürs ganze Leben idten kann. Es hilft nicht, hinterdrein zu sagen: Es war nur Scherz; denn dann antwortet Tormod, der Skalde aus dem Mittelalter: „Es ist Dir doch in den Sinn gekommen!“ „Lange Jahre müssen bezahlen, was die Sekunde verbrochen!“

Und dann noch Dies: „Wer von uns Beiden, glaubst Du, würde herrschen?“ Sobald die Gatten ihr Verhältniß als einen Kampf um die Macht auffassen, während es das gerade Gegentheil ist, kommt die Hölle ins Haus. Das Weib hat eine Neigung, herrschen zu wollen. Wenn ich nun aber zu ihrer Entschuldigung

sage, diese Reigung sei ihre Art, gegen den bedrückenden Mann (nicht „unterdrückenden“: Dem sah ich nie) zu reagieren, so bitte ich, es nicht bereuen zu müssen.

„Wenn wir einen Strauß wagten!“ Ja, dann ist es ganz so, als führe man die Waffen gegen sich selbst; oder als sondere sich ein Reich. Und jeder Schlag, den man führt, trifft Einen selbst ins Herz.

Cicero sagt: Freundschaft ist nur zwischen freundlichen und gleichgestellten Menschen möglich. Swedborg sagt: Ehe ist unmöglich zwischen gottlosen Menschen. Ich bin überzeugt, daß er Recht hat; denn ohne Kontakt mit Gott, der die Quelle der Liebe ist, kann kein Strom von dem Ewigen bis zur Beleuchtung geführt werden. Ich habe die Ehe Gottloser geschildert, ich habe dafür gelitten, aber ich bereue es nicht und nehme nicht ein Wort zurück. So ist es gewesen! Die Gottseligen schildern ihre Ehen nicht und sie schreiben weder Dramen noch Romane. Das müßte in der Literaturgeschichte bemerkt werden, die meist von gottlosen Büchern handelt.

#### Leslajche Ströme.

Wenn man dazu verurtheilt ist, ein schönes, aber böses Weib zu lieben, kann man sie zur selben Zeit hassen. Die Gefühle schwingen; das eine löst das andere ab; da entsteht Etwas, das Dem gleicht, was man in der drahtlosen Telegraphie einen Diktator nennt; der ruft Wechselströme von hoher Frequenz oder Leslajche Ströme hervor, die so stark sind, daß sie keiner Leitung bedürfen. Das ist nur ein Gleichniß, aber es mündet in die selbe Erscheinung auf psychischem Gebiet aus. Haß und Liebe sind polarisirt; und durch Influenz kann die Bosheit des bösen Weibes bei dem nicht bösen Mann entgegengesetzte Ströme wecken. Ueberseht: er kann dadurch, daß er das Urböse beständig sieht und ihm ausgesetzt ist, von einem solchen Abscheu davor erfaßt werden, daß er sich im Guten abmüht. Er kann von dem tiefsten Mitleid ergriffen werden, wenn er sieht, wie die zwecklose Bosheit einen sonst schönen Menschen mit guten Eigenschaften verhärt. Du bist so böse, daß es schade um Dich ist!

Das Böse kann mit unendlicher Güte überwunden werden. Aber das Urböse, das seinen Stromerregter in der Hölle hat, kann schwerlich überwunden werden. Doch kann es einen mäßig guten Menschen sehr gut machen. Die bösen Ströme sind allerdings stark, aber, wie die Leslajchen Ströme, allzu stark, um zu töten; darum sind sie eigentlich unschädlich. Sie erschlagen nicht: sie gehen mitten durch.

#### Gefährliche Dinge.

Goethe sprach 1809 in seinen „Wahlverwandtschaften“ über ein höchst empfindliches Verhältniß; es war jedoch eine große Entdeckung; und obwohl er das Thema mit äußerster Feinsichtigkeit behandelte, hätte er doch beinahe seinen Auf vernichtet.

Eduard und Charlotte leben in einer glücklichen Ehe. Da kommt ein Major ins Haus, aber auch eine Freundin. Nun entsteht Sympathie zwischen dem Major und Charlotte (der Frau), zwischen Eduard (dem Mann) und Ottilie (der Freundin). Aber das Verhältniß zwischen den Parteien ist unschuldig, wie sie aus guten Gründen meinen; und Alle glauben, die gefährliche Leidenschaft bekämpfen zu haben. Ein Kind wird jetzt in Eduards Ehe geboren und an seiner ehelichen Geburt ist nicht zu zweifeln: es war das Kind der Gatten. Doch da kommt das Verhängnisvolle: das Kind wird dem Major ähnlich und auch Ottilie. Die Ursache wird von Goethe

leicht angedeutet: die Eltern hatten das Bild der Anderen im Herzen getragen; ein seelischer Ehebruch war begangen worden. Dann beginnt ein Trauerspiel, das nicht zu meinem Thema gehört.

Ich weiß von einem Weib, das einen Mann unschuldig liebte oder für ihn schwärmte. Sie verkehrte sich mit einem anderen Mann und Weider Kind wurde dem Freund ähnlich, den sie geliebt hatte. Damit ist also nicht zu spielen; und obgleich Gedankenfände vom Gesetz nicht bestraft wird, hat sie doch Folgen, die schlimmer sind als alle Strafen des Gesetzes.

#### Das Schöne und das Gute.

In einem Drama darf man ja nicht rasche Umschläge in der Entwicklung des Charakters vornehmen, ohne sie ordentlich zu motiviren. So wird der gute, fromme, gebuldige Albanien in „Lear“ ein Löwe, als er das Ueböse ganz cynisch bei seiner Frau und seiner Schwägerin hervorblicken sieht. Dieser Ausbruch von Haß gegen die Bosheit befriedigt und bildet nur die Rehrseite der Güte, die gleich dem Semaphor die andere Seite zeigt, wenn Gefahr im Anzug ist.

Im Leben kann man einen bösen Menschen gut werden und einen guten schnell oder langsam verfallen sehen. Das Letzte ist das schmerzhafteste Schauspiel, das man sehen kann; ich erinnere mich kaum eines Dramas, in dem man das Publikum mit diesem aufregenden Anblick zu quälen gewagt hat. Daudet hat in „Jad“ geschildert, wie ein feines, schönes Kind so allmählich entartet. Das ist das qualvollste Buch, an das ich mich erinnere: weil es der natürlichen Ordnung widerspricht, direkt gegen den Sinn des Lebens geht, der Erziehung und Aufstreben ist, also Entwicklung und Fortschritt.

Oft sieht man ja, daß Kinder, auch aus geringem Stand, von den Eltern besser gehalten werden, als sie sich selbst halten. Der Typus des Kindes ist fein, überirdisch, engelhaft. Dann kommt der Zahnwechsel; die Züge des Antlitzes wachsen ungleich; die Oberlippe ist etwas zu groß, die Nase etwas zu klein; die kleinen, runden Wangen werfen sich; das herrliche, große, klare Auge wird unrein und ist jetzt etwas zu klein. Die hübschen Milchzähnen fallen aus und die Lücken erinnern an Greise und Greisinnen. Das ist ein Verfall; den sehen die Eltern, unter dem leiden sie, übersehen ihn aber, wenn das Kind nett ist.

Dann kommt die Jungfrau und der Jüngling. Die können schön sein, wenn nämlich noch Spuren vom Kind vorhanden sind. Oft tritt dagegen eine Charakterveränderung ein, die dann die Eltern erschreckt; besonders, wenn sie ihre eigenen Fehler vergrößert umgehen sehen; damit beginnt die zweite Erziehung der Eltern. Das ist ein Sturz, so unbarmherzig streng, daß auch der Stärkste um Gnade und Schonung bittet. Das ist zu viel!

Aber es ist doch so glücklich eingerichtet, daß die Kinder gleichsam ein Reflex der Eltern sind; wenn sich also Vater und Mutter beobachten, so ändert sich das Kind auch, beinahe immer. Ich habe eine junge, schöne und grausame Mutter gesehen, die mit den Schicksalen der Menschen spielte, sich an fremden Leiden weidete, besonders am Leiden des Gatten, der nicht böse war. Sie trieb das unverständige Spiel, daß sie das Kind reizte; aus Scherz natürlich. Das Kind aber antwortete. Gegen den Vater war das kleine Mädchen immer weich und gut, wie er gegen sie, aber gegen die Mutter wurde es dämonisch boshaft. Es war, als habe die Kleine die Rolle der Mutter gespielt, um ihr zu zeigen, wie bodenlos ihre Bosheit

sei. Und seltsam: die Mutter war so von dem Kind eingenommen, daß sie es nicht zu züchtigen vermochte; oder vielleicht schlugte es eine unbekannte Hand.

Die Mutter weinte bitterlich über die Bosheit des Kindes und beklagte sich beim Vater. Da Der aber nur die schöne Seite des Kindes zu sehen bekam, begriff er nicht die merkwürdige Charakterveränderung bei der Kleinen. Er hatte sein artiges Kind, die Mutter ihr boshaftes, in der selben kleinen Person.

Schließlich wurde das schöne grausame Weib gebeugt, als es sah, wie ihre Bosheit von dem Kind in Szene gesetzt wurde. Sofort änderte sich die Tochter, tröstete und liebte ihre Mutter, wurde mit sechs Jahren ihre intime Freundin und ihr guter Engel.

Sobald aber die Mutter einen Mißfall hatte, kam der Kinderdämon wieder und karikierte, nun jedoch mit mildem Vorwurf: „Du bist so schön, Mama, wann Du artig bist!“ Das wirkte besser. Du bist so schön!

Wenn das von Gott mit Schönheit beschenkte Weib wüßte, wie häßlich es ist, wenn es zornig wird oder treulos!

Wirkliche Schönheit kann ohne Güte nicht existiren, denn es sind nicht die Züge allein, sondern der Ausdruck ist's, der den Zügen ihren übernatürlichen Reiz giebt. Wie entsetzt ein plötzliches Gefühl von Hochmuth ein schönes Frauengesicht! Die sonst schöne Nase wird dünn und strebt nach oben; die Lippen, vorher in einer angenehmen, feuchten Ruhe, werden trocken und scharf; der liebliche Glanz des Auges wird funkelnd; das Augenlid wird herabgelassen, als schäme es sich der Verhäßlichung, wolle die Verwöhnung verbergen.

Oder in dem unbegründeten Zorn (es giebt auch einen begründeten und erbaulichen Zorn): da schrumpft das Gesicht zusammen, aber so ungleich, daß die Züge nicht passen; der eine wird zu groß für den anderen; die Nasenwinkel bewegen sich, wie bei einem bösen Pferd; die Lippen werden in die Höhe gezogen und zeigen die Zähne, die man sonst verbirgt; das Kinn tritt vor, die Waden legen sich an Hockbein und Kieferknochen. Halte dann der Schönen einen Spiegel vor: und sie wird sich über sich selbst entsetzen.

Wenn Du so gut wärest, wie Du schön bist!

Den Gebetsseufzer kennen wir, nicht wahr?

Die Griechen besaßen drei Worte für den Begriff Tugend: Kalokagatia: schöne Güte. Sonst heißt Tugend nur Kalon: das Schöne; oder nur Agatos: das Gute. Gut und schön scheinen ihnen Eins gewesen zu sein; sind es wohl auch.

Ich sehe manchmal eine siebenzigjährige Alte bei mir, die auf dem Markt gefessen hat. Sie sieht eigentlich aus wie ein Troll, ist von Jahren und Unbilben der Witterung entsetzt, hat kaum noch einen menschlichen Zug. Sie trägt Spuren davon, daß sie gepreßt und gedumelt hat; aber in dem Augenblick, in dem ich das Gefühl Dankbarkeit hervorrufe, ordnen sich die verworrenen Züge, das halverloshene, bittere Auge bekommt einen schönen Ausdruck und die Stimme klingt wie das Echo eines wahrscheinlich von Natur guten Herzens.

Unsere Vordäter, die Romantiker, schrieben viel von schönen Seelen; wir haben nur schöne Körper gesehen; aber der Körper ist ja an sich tot. „Wir sind nicht Körper, sondern wir haben Körper.“

Wer seinen Körper zerschunden hat, kann Seelen sehen, durch einen fettigen Gefroren, eine geänderte Jacke hindurch. Wenn er aber durch das schöne Klau



anter der kleinen runden Wange, dem stolzen Busen ein süßliches Herz sieht, dann schaudert ihn und er denkt an einen toten Körper, der einmal in einer Grube sich in etwas Häßliches verwandelt und einen bösen Geist loslassen wird, dessen Beschäftigung ist, schlafende Menschen zu quälen oder Verdammten Gesellschaft zu leisten. Es ist zum Weinen, das Schöne vergehen zu sehen. Die ganze Szépfung schaudert, die Menschen wenden sich ab, verbergen ihr Gesicht und weinen.

Jüngst geschah es in einer Oper, als die Bühne mit Künstlern gefüllt war, daß die Schönste der Schönen, die kleine Königin, die Sängerin, ihrer Laune nachgab; und da wurde eine Szene aufgeführt: zwischen ihr und ihrem Bräutigam. In einem Augenblick war die Bühne leer. Niemand wollte Das sehen; Alle flohen entsezt, als habe sich der Boden geöffnet und das Eingeweide der Erde sich entblößt; der Theatermeister verlor den Verstand und löschte alle Lichter, als könne allein die Dunkelheit Hintergrund zu dieser Szene sein; das Orchester, das nichts gesehen hatte, fuhr einen Augenblick im Spielen fort, aber die Töne wurden zu einem Geheul verzerrt . . .

Nachher wagte Niemand, davon zu sprechen; Niemand gestand ein, daß es geschehen sei. Die es aber gesehen hatten, sahen einander nicht in die Augen, wenn sie sich trafen, als wollten sie diesen Anblick ewig verbergen und vergessen; und mit den Lippen sagten sie zu einander: „Still! Das darf nicht wahr sein!“

#### Der Kummer.

Ein großer Kummer ist etwas Erbauliches; das Leben wird zum Feiertag; man hat Etwas verloren, aber man hat auch Etwas gewonnen, etwas Kostbares, Theures, das man hätte. Man sucht die Einsamkeit auf, um sich nicht gemein machen zu müssen; man bekommt Widerwillen gegen Speise und Trank, denn was man empfängt, will das Haus gelehrt und rein finden; die Augen werden von Thränen rein gewaschen; der ganze Körper weint im Innersten, löst sich auf; man weint sich in den Schlaf, der eine Gnadengabe ist, die den Thränen folgt.

Aber jeden Tag ist Feiertag, ist Veröhnungstag und Nahetag; der Schlag kam von oben und man erhebt den Blick, um nachzuschauen, ob nicht die Hand in einem Wolkenriß zu sehen ist. Man hätschelt seinen Kummer wie einen lieben Gast, hätte ihn, möchte allerdings frei von ihm sein, aber nicht unbedingt. Er ist vornehm und trägt nicht die Beschäftigung mit dem Alltagsleben. Der Trauernde wird auch verfeinert, er verschönert seine Sprache, seine Sitten. Wer aber glaubt, man könne seinen Kummer in Wein ertränken, Der irrt; nur mit einsamen warmen Thränen kann er, wie eine süßliche Blume, begossen werden.

Sie verblüht allerdings, hat aber erst Samen angelegt.

Im Gesetz Mose wird dem Unreinen und Tem, „der Kummer hat, verboten, dem Herrn zu opfern. „Denn das Opfer des Herrn soll lustig sein“.

Das kann doch nur bedeuten, daß man in der Nähe eines Toten gewesen ist; was Unreinheit mit sich bringt. Es sei jedoch zugestanden, daß es ungenügend, unreinen Kummer giebt. Bauchsorge, zum Beispiel; oder übertriebenen Schmerz nach Verlust irdischen Gutes; Gram über das Glück eines Anderen, das allerdings in mein's eingreift, das ich ihm aber gönnen muß; und so weiter.

Daß die Leute des Alten Bundes trauerten, indem sie ihre Person vernachlässigten, sich nicht rasirten, schlechte Kleider anlegten, kann ich nicht erklären, da ich die Menschen des Neuen Bundes auf ganz andere Art habe handeln sehen.

Ich habe einen Vater gekannt, der sein einziges Kind, eine Tochter, betrauerte. Er sah selbst aus wie ein Toter, hatte die Farbe der Leiche in seinem Gesicht; es war, als sterbe er oder als sterbe sie ganz allmählich in ihm. Sie schien sich von seiner Seele zu lösen, wie sie sich unten im Grabe aus ihrem Körper löste. Er wurde immer bleicher und gelber, das Haar ward weiß, der Körper verfiel; seine Stimme ward zu einem Flüstern und seine Gesprächsstoffe wählte er mit Vorsicht. Schließlich war er befreit, aber auch sie; denn nach einiger Zeit glaubte er, in Rapport mit ihr zu stehen, Worte des Trostes zu empfangen; und in einem Traum hat sie ihn, nicht länger zu trauern, denn es thue ihr so weh, wenn er weine.

Aber es giebt eine Trauer, die noch über die um Tote geht: der Verlust von Lebenden. Das ist der große, grenzenlose Kummer der Scheidung, da das Weib das Kind nimmt und geht, wenn die Ursache nur die Lust am Wechsel oder der Verdruß über ein mißlungenes Geschenk gewesen ist. Da ist keine Erbauung, kein Ende wie beim Tod, keine Hoffnung, keine Veröhnung. Er fühlt, wie sie umher geht und seine Seele entweicht; den Bund entheiligt, der doch einen Funken vom Lichte der Ewigkeit besaß. Und er lebt in der beständigen Furcht, sie würde seine Seele an einen anderen Mann verschenken, einem anderen Mann ihre Person hingeben, in der er noch zu finden ist. Und seine Sehnsucht nach dem Kinde ist doppelt, denn er fühlt, wenn das Kind nach ihm verlangt und aus der Entfernung seine Seele aus ihrem Körper zieht; dann will er vor Schmerz den Geist aufgeben und zum Kinde fliegen.

Lebendige betrauern: dagegen ist der Tod ein beglückendes Geschenk.

Aber man hat Beispiele gesehen, daß der Verlassene, indem er seine Trauer hütet, aus der Entfernung die Verlorenen bewachen und schließlich zurückgewinnen kann. Wenn er nur das heilige Feuer unterhält, den Abwesenden mit seiner Liebe folgt und sie mit wohlwollenden Gedanken umgiebt, ohne selbstsüchtig zu sein, verzehrend, dann fließt sein guter Kummer auf sie über und wird in einen stillen Ernst verwandelt, der alle fremden Einflüsse fernhält. Er kann sie mit seinen „Gedankenformen“ schützen, sie mit seiner Liebe umgeben, daß sie wie unsichtbar wird; seine Trauer wird zu einem Zeichen an ihrer Seite; sie wird gezeichnet, daß Niemand mehr Lust hat, sich ihr zu nähern. Die Freier sehen, daß sie einem Anderen angehört, und verlieren den Muth; und wenn sie spricht, vernehmen sie seine Stimme und dann fliehen sie: „Hier ist nichts zu gewinnen!“ Aber dazu ist nötig, daß er seinen Fremden ins Heiligthum einläßt, nicht seine Freunde aussucht, um die Sehnsucht mit Skepsis zu verschächeln; denn sie merkt, wenn er den Griff losläßt; und im selben Augenblick ist sie fort! Der Staub des Weibes scheint aus einer feineren Materie zu sein als der des Mannes; und eine von ihren Seelenhäuten auch. Wenn der Mann sie daher in seine Seele einführen und sie wirklich unter der Haut besitzen will, muß er sein großes Fleisch durch Entsayungen und Pflege reinigen; er muß das selbstsüchtig Böse ausroden, seinen Geist mit all den schönen Eigenschaften schmücken, die er besitzen möchte, aber vielleicht nicht hat. Dann erst kann seine Braut Einzug in sein Herz halten; und ist sie dort, so braucht er die Klappen nicht zu schließen, so lange er rein und fein hält in den beiden Kammern und in der Vorkammer.

Das, meine Freunde, junge und alte, ist das Geheimniß, wie man sich die Liebe eines Weibes erhalten kann. Ich habe gesprochen. Möge ich es nicht bereuen!

Die Alten bildeten Eros mit einem traurigen Ausdruck ab. Die Liebe, die große, gleicht der Trauer; und in gleicher Weise äußert sie sich. Ein Gebären erst von Etwas, das sterben soll; und ein Gebären von Etwas, das Leben haben will; eine Neugeburt nach einem Tod. Und der höchste Augenblick gleicht dem des Todes; die geschlossenen Augen, die Blässe des Todes, das Aufhören des Bewusstseins. Wenn der Mann das ersehnte Jawort von Der bekommen hat, die seine Seele liebt, so weint er, — aus Freude. Und sein Blick gleicht einer stillen Trauer.

#### Seine bessere Hälfte.

Wenn der Mann während der ersten Tage der Liebe das Beste und Schönste seiner Seele bei dem geliebten Weib niederlegt, hat er bei ihr einen Schatz verborgen. Sinkt er dann unter den schweren Lasten des Alltags nieder und verliert einen Schmutz, so pflegt er ihn bei ihr wiederzufinden; sie hat ihn bei sich verwahrt und gehütet (doch nicht immer).

In solchen Augenblicken nennt er sie seine bessere Hälfte. Das ist sie. Sie kann ihm in der rechten Stunde einen schönen Gedanken, ein schönes Wort geben, das er einmal ihr gegeben hat; dann schämt er sich, betrauert sich selbst wie einen Gefallenen. Und wenn er sein Früheres in ihr sieht, fühlt er, wie tief er gesunken ist, während sie noch auf der reinen Meeresspitze steht. Dann sieht er zu ihr auf, ruft um Hilfe, und wenn sie ihm die Hand reicht, erhebt er sich; und er dankt ihr, die ihn gerettet hat.

Paulus erklärt dieses so oft mißverstandene und wirklich schwer zu verstehende Verhältniß zwischen Gatten: „Doch ist im Herrn weder Mann ohne Weib noch Weib ohne Mann; denn wie das Weib vom Mann ist, so ist auch der Mann durch das Weib, aber Alles ist von Gott.“

Darum erscheint in einer rechten Ehe weder der Mann für sich, noch das Weib für sich, sondern Beide sehen sich wie ein Wesen und werden von Anderen als ein Wesen wahrgenommen. Wenn der Eine etwas Schönes von dem Anderen bekommt, so soll er danken; und der Andere soll danken, weil er geben durfte. Sie danken einander, denn sie sind das selbe Wesen; und der Austausch von Gaben und Gegengaben ist beständig, unablässig, so daß sie Geben und Nehmen nicht unterscheiden können.

Darum ist eine rechte Ehe unauflöslich; sie kann nicht getheilt werden; denn was sie besitzt, ist nicht verkäuflich, ist gemeinsam; das Eigenthum kann nicht verkauft werden, denn es ist ein geistiges, das man nicht kauft oder verkauft.

Aber der Mann verliert draußen in den Notheiten des Lebens seinen Schmutz eher als das Weib, das am warmen Herd des wohlverschlossenen Heims geschützt ist. Dort kann sie den Schrein hüten, und thut sie es treu, so wird der Mann immer zu ihr aufsehen, wie zu seinem besseren Ich.

#### Der Bildhauer.

Nach wenn der Mann ein Meisterwerk der Schöpfung in seinem Weib gefunden hat, bemüht er sich doch, kleine Fehler in Zeichnung und Farbe fortzutouchiren, um sein Kunstwerk so fehlerfrei wie nur möglich zu machen. Das versteht sein Weiblein nicht immer und es wird oft reizbar: „Du siehst nur Fehler an mir.“

„Im Gegentheil; Du bist für mich die Schönste, aber ich will Dich voll-

kommen haben. Du sollst, zum Beispiel, niemals zornig sein; dann werden Deine schönen Augen häßlich und darunter leide ich. Du mußt Dich nicht in Grünpflanzen kleiden, denn Das ist nicht Deine Farbe; und Du siehst giftig aus, daß ich meine Blide von Dir wende.“ Und so weiter.

Essen ist nicht schön; und zusehen, wie die Geliebte Speise in den schönen Mund schiebt, der schöne Worte aussprechen, liebliches Lächeln lächeln, die weichen Lippen zu einer Art Blumenknospe bilden soll, die man im Ruß einathmet; Das kann geradezu häßlich sein. Darum pflegt man die unschöne Berrichtung unter leichtem Gespräch zu verbergen; dann vergißt man, was der schöne Mund thut.

„Zimmer mußt Du mich tadeln! Sage doch auch einmal etwas Schönes!“

„Kannst Du nicht in meinen Augen lesen, daß ich Dich bewundere? Mit den Lippen brauche ich es nicht erst zu sagen. Aber ich will, Du seiest vollkommen sein. Das ist die ganze Sache.“

#### Auf der Schwelle.

Ein Doktor Ogle theilt in seiner Statistik mit, daß in sechszwanzig Jahren vier Fälle von Selbstmord unter Kindern zwischen fünf und zehn Jahren vorgekommen sind. Als ich Das las, zwischen fünf und zehn Jahren, dachte ich: Nein! Mit fünf Jahren! Ist Das möglich? Und die Ursache! Ich konnte nicht weiter denken, aber ich sah eine Szene, zwei Szenen, drei . . .

Fünf Jahre alt war das kleine Mädchen; es spielte im Zimmer bei der Mutter. Kinder müssen Etwas zu thun haben; aber die Mutter war nervös, weil sie über die Raßen gefiebert und gestirret hatte.

„Schaukele das Pferd nicht, Mama kriegt Kopfschmerzen davon!“

Die Kleine nahm die Lage und kniff sie, daß sie schrie.

„Thu Das nicht, Kind; Mama ist krank.“

Das Kind war artig und wollte nicht wider das Gebot handeln. Was sollte es thun? Es setzte sich an den Tisch und schwieg, um die Mama nicht böse zu machen. Aber ein Kinderkörperchen kann nicht still sein, darf es auch nicht; es bewegt sich von selbst; wahrscheinlich muß es in sich ein Lied gefungen haben, denn die kleinen ungehorsamen Füße schlugen den Takt gegen die Stuhlbeine.

Die Mutter führt auf. „Geh hinaus zu Ellen in die Küche, ungehorsames Kind!“

Das Kind war nicht ungehorsam; doppelt getränkt in seinem kleinen Herzen, ging es in die Küche, artig und gehorsam. Gleich darauf aber zeigte es sich wieder auf der Schwelle: Ellen wusch auf! Da stand das Kind, auf der Schwelle, von zwei Seiten ausgewiesen, zurückgestoßen, durfte nirgendwo sein. Das Mädchen sah aus wie ein verzweifelndes Kind, ohne Thränen, aber mit dem ganzen Entsetzen des Einsamen in seinem Gesicht. Stumm, versteinert, als gebe es in der ganzen Welt keinen Platz für sie, als wolle Niemand sie haben, ohne daß sie wußte, warum nicht. Sie stand in diesem Augenblick wahrhaftig auf der Schwelle des Lebens; dann, plötzlich, leuchtete sie auf und näherte sich dem offenen Fenster, das hoch über der Erde war.

Zur Ehre der Mutter muß ich gestehen, daß sie mir mit der größten Reue diese Szene geschildert hat; und daß sie aufsprang, das Kind in die Arme nahm und mit ihm spielte, bis die Sonne unterging.

„Wenn dem Kind Etwas geschehen wäre, hätte ich immer in der Hölle der Vorwürfe gelebt. Und jetzt denke ich: für jeden Augenblick, den ich meinem Kind nicht geschenkt; für jede kleine Freude, die ich ihm nicht bereitet, würde ich, wenn sie dahin ginge, meine Seele aus dem Körper weinen; ich würde in den Weltraum hinausgehen und das Kind unter den Sternen suchen, um Verzeihung von ihm zu erbitten; wenn mir verziehen werden könnte . . .

Jedenfalls: mit fünf Jahren auf der Schwelle des Lebens!

### Geheime Befehle.

Neulich erzählte ein Bekannter diese kleine Geschichte, die in ihrer Einfachheit so furchtbar war, daß ich längere Zeit über den Fall nachgrübelte.

Ein Mann kommt wegen eines Vergehens ins Gefängniß. Als er dort saß, erhielt er Nachricht aus seinem Haus. Ob der Direktor selbst oder der Geistliche den Rath hatte, die Neuigkeit auszusprechen, weiß ich nicht mehr; jedenfalls wurden die Worte von einer menschlichen Zunge ausgesprochen und erreichten das Ohr des Unglücklichen, konnten in sein Herz eindringen und ihre Wirkung thun. Die Frau des Gefangenen hatte sich einen Liebhaber genommen; und eines Tages, als sie allein sein wollten, hatten sie das Kind entfernt, das Kind des Mannes. Das Kind war aus dem Fenster gegangen und lebte nicht mehr. Das war Alles.

Als ich diese Geschichte hörte, dachte ich an Klein Gyoll, der zum Krüppel wurde, weil die Gatten allein sein wollten. Und ich erinnerte mich in diesem Zusammenhang an einen Fall, der sich 1893 im Ausland zutrug. Da „fiel“ ein Kind unter ähnlichen Umständen zum Fenster hinaus. Ob es hinaus „ging“, weiß ich nicht; aber in solchen Fällen pflegt die Rhetorik einen Schleier über die Trauer zu ziehen.

Das ließ mich an eine weit zurückliegende Szene denken, die ich damals nicht verstand. Dem Kind war die Küche zum Aufenthaltsort angewiesen. Die Köchin liebte Kinder nicht . . . Ich kam hinaus, um die Kleine zu suchen, aber sie war nicht in der Küche. Sie stand im Treppenhaus, an einem offenen Fenster, vier Treppen hoch, lehnte sich über das Geländer . . . Ich glaube, ein Dämon hatte das Fenster geöffnet.

Ich bat Gott, uns diese Sünde, die wir aus Unverstand begangen hatten, zu verzeihen. Und wir haben es nie wieder gethan.

Was ist Das? Gibt es geheime, ewige Strafgesetze? Oder sind Verstand und Gefühl beim Kind so entwickelt, daß es aus Entsetzen vor dem Geheimnißvollen, das die Eltern verbergen zu können glauben, von einem Schrecken vor dem Leben ergriffen wird, wenn mit der Schöpferkraft zu ungehöriger Zeit gespielt wird? Das wissen wir nicht, verstehen wir nicht, haben es nicht verstanden; aber so ist es.

Werde nicht böse auf mich, Du Mutter, Du Vater, weil ich dieses Unpassende erzählt habe! Vielleicht dankst Du es mir einmal, wenn Du dem grausamsten Leiden entgangen bist, das Du Dir aus lauter Unverstand und Unwissenheit hättest zuziehen können.

Stockholm.

August Strindberg.



## Die Dividende der Reichsbank.

Unsere konservative Partei, die Vertretung des Grundbesitzes, lebt in ewiger Feindschaft mit dem mobilen Kapital, dessen Besitzer auf ihre Art doch auch konservativ sind. Daran erinnert jetzt wieder der Feldzug gegen die Inhaber von Reichsbankanteilen. Die Agrarier wollen bei der Beratung über die Verlängerung des Reichsbankprivilegs, wie vor zehn und zwanzig Jahren, die Verkürzung des Gewinnanteils der Aktionäre (ich wähle diesen kurzen Ausdruck, obwohl die Reichsbank eigentlich keine Aktiengesellschaft ist) fordern. Die Dividende soll 5 Prozent betragen. So wollen die Herren Dr. Arndt und Genossen. Die Regierung heißt, will nicht; am Wollen hat aber auch früher nicht gefehlt; und die Herren von Seiner Majestät allergetreuester Opposition behielten doch Recht. Die Gewinnquoten sind von zehn zu zehn Jahren zu Gunsten der Reichskasse geändert worden. Jetzt erhalten die Aktionäre zunächst eine Verzinsung von 3½ Prozent ihres 180 Millionen betragenden Stammkapitals; der Rest wird zwischen der Reichskasse und den Aktionären im Verhältnis von drei Vierteln zu einem Viertel geteilt. Für das Jahr 1907 fielen der Reichskasse 34,51 Millionen zu; die Anteilbesitzer bekamen nur 17,80 Millionen. Den Gewinnanteil des Reiches erhöhte die ihm zugefallene Notensteuer von 5,60 auf 40 Millionen. Vom ersten Januar 1901 an galt der neue Verteilungsmodus; seitdem erhielt die Reichskasse 137 Millionen, während die Aktionäre nur 81 Millionen bekamen. Das Reich zog in den letzten sieben Jahren also 56 Millionen mehr aus der Reichsbank als die Aktionäre; im Jahresdurchschnitt betrug das Plus 8 Millionen. Dabei ist zu bedenken, daß das Reich weder einen Vereinschuß geleistet hat noch die geringste Verantwortung für die Verbindlichkeiten der Centralbank trägt; es hat nur seine Hoheitsrechte, das Privilegium der Ausgabe von Banknoten, an das Institut übertragen und läßt sich dafür, wie wir gesehen haben, recht gut bezahlen. Das Stammkapital der Reichsbank, das aus privaten Mitteln aufgebracht worden ist, hat mit dem eigentlichen Betrieb freilich nichts zu thun; es dient als Sicherheitsschuld und hat deshalb für die Dividende nur geringe Bedeutung. Der Hauptertrag stammt aus der Finanzierung der Notenausgabe. Ein Recht auf den Löwenanteil am Reingewinn sichert dem Reich diese Tatsache aber nicht. Immer wieder hören wir, die Ueberlassung des Notenrechtes sei ein Millionen Geschenk, das dem Privatkapital vom Reich ohne Grund gemacht worden ist. Der Reichsschatz habe sich selbst einer stattlichen Anzahl von Millionen beraubt und sie den Aktionären in den Schoß geworfen. So spricht, wie man danach glauben müßte, sind die Regierenden aber nicht gewesen. Gute Gründe sprachen dafür, das private Kapital zuzulassen und aus der Reichsbank kein reines Staatsinstitut zu machen (Herr Dr. Arndt behauptet zwar, die Bank sei schon heute eine „reine Staatsbank“; dieser Ansicht widerspricht zunächst einmal schon die Bestimmung des Bankgesetzes über den Einfluß des Centralausschusses, der Vertretung der Anteilbesitzer, bei gewissen Geschäften des Institutes). Alle großen Notenbanken, mit Ausnahme der russischen Staatsbank, sind Privatinstitutionen, die vom Staat verwaltet und beaufsichtigt werden. Der Reichsbank dienen kaiserliche Beamte und der direkte Vorgesetzte des Reichsbankpräsidenten ist der Reichskanzler. Der Centralausschuß, der die Aktionäre vertritt, ist etwas wie ein Aufsichtsrath mit beratender Stimme, dem Bankiers und Bankdirektoren, also berufene Beurtheiler des Geldverkehrs, angehören. Nur weil im

Centralauschuß Bankmänner sitzen, darf man von einem Einfluß des Privatkapitals auf die Leitung der Bank sprechen. Ohne Fühlung mit der Haute Finance wären die Geschäfte wohl nicht so erfolgreich geführt worden. Der Centralauschuß hat das Recht zum Protest gegen außergewöhnliche Geschäfte der Reichsbank mit dem Fiskus, wenn diese Geschäfte die Integrität der Bank bedrohen. Da haben wir also ein Vetorecht des privaten Kapitals; und die Frage, warum die großen Notenbanken nicht reine Staatsinstitute sind, ist nun nicht schwer zu beantworten. Die Trennung von Bank- und Staatsvermögen soll dafür bürgen, daß bei der Kredit- und Diskontpolitik der Centralbank politische und parteipolitische Rücksichten ausgeschlossen sind. Wenn die Ausgabe von Banknoten sich nicht mehr auf die vorgeschriebene Bar- und Wechseldeckung, sondern nur auf den „Staatskredit“, das Ansehen des Staates, stütze, wäre der bedenklichsten Papiergeldwirtschaft Thür und Thor geöffnet. Dahin käme man auch, wenn der Kredit der Bank zu reichlich beansprucht würde; etwa für die Erfüllung aller Landwirthswünsche. Als Privatbank kann sie sagen: „Unsere Verbindlichkeiten dürfen eine gewisse Grenze nie überschreiten.“ Die Regierung wußte, warum sie ihr Recht zur Notenausgabe einer Privatbank übertrug; und von einem „unmotivirten“ Geschenk sollte man nicht reden.

Welchen Gewinn bringt das Notenrecht? Entspricht der Reichsantheil dem Ertrag oder wird der Fiskus wirklich zu Gunsten der Aktionäre geschädigt? Die Haupteinnahme der Reichsbank stammt aus dem Wechseldiskontgeschäft. Die Noten, deren Deckung in Wechseln besteht, sind rentabel. Die Noten, für die Metall hereingekommen wird, bringen nichts ein, weil die Bardeckung zinslos daliegt. Der Ertrag des durch Metall nicht gedeckten Papiergeldes ist schwer zu berechnen, weil man nicht genau weiß, wie viel von der Bardeckung auf die Noten und welcher Betrag auf die anderen Verbindlichkeiten entfällt. Wenn die Depositen oder Giroverbindlichkeiten bei der Reichsbank keinen Anspruch auf eine Metallbede hätten, wäre das Beispiel sehr einfach: man könnte dann den durchschnittlichen Metallbestand von der Durchschnittssumme des Notenumlaufes abziehen und nach dem so erhaltenen ungedeckten Notenertrag den der Notenausgabe entstammenden Gewinn berechnen. Das gäbe aber ein falsches Bild. Um den wirklichen Ertrag annähernd zu bestimmen, muß man den Jahresdurchschnitt der Bardeckung auf die Noten und die Giroverbindlichkeiten nach deren Verhältniß zu einander vertheilen und dann erst die erwähnte Subtraktion vornehmen. Das giebt für 1907 einen ungedeckten Notenumlauf von 690 Millionen Mark. Die durchschnittliche Verzinsung der Anlagen in Wechseln betrug 6,03 Prozent, ergab für die 690 Millionen also einen Bruttogewinn von 41,60 Millionen. Nach Abzug der auf das Reich entfallenden Unkosten, der an Preußen zu zahlenden Entschädigung (1,86 Million), der Notensteuer und der Kosten für die Anfertigung von Banknoten (zusammen 18,80 Millionen) bleibt ein Reingewinn von 22,80 Millionen. Diese Summe hätte das Reich im Jahr 1907 für die Abtretung des Notenausgaberechtes zu fordern gehabt. Da es aber 34½ Millionen bekommen hat, war sein Antheil um rund 12 Millionen zu hoch. Diese 12 Millionen sind den Aktionären der Reichsbank entzogen worden.

Seit langen Jahren wird das Notenrecht der Reichsbank zu hoch bewertet. Trotzdem behaupten die Gegner des mobilen Kapitals, das Reich habe in den letzten fünf Jahren 65 Millionen Mark daran verloren, daß die Reichsbank nicht verstaatlicht worden ist und die Aktionäre am Gewinn Antheil hatten. Im selben Athemzug

geben sie aber zu, daß es falsch wäre, in der Beseitigung des Privatkapitals der Reichsbank eine große Errungenschaft zu sehen. Doch die Herren haben eine mächtige Waffe. Das Reich hat das Recht, die Bank nach Ablauf jeder „Bankperiode“ (von zehn Jahren) zu erwerben, wenn es den Kennwerth der Anttheile und den halben Reservefonds ausbezahlt. Wenn das Reich die Bank am ersten Januar 1911 übernahm, hätte es zu zahlen: 180 + 32 Millionen (der Reservefonds beträgt 64 Millionen) = 212 Millionen oder, in Prozenten des Stammkapitals, 117½ Prozent. Das wäre der Einlösungskurs der Reichsbankanttheile. Heute ist der Kurs 149; die Anttheile stehen also um 31 Prozent über ihrem „wahren“ Werth (auch specie der Zeitlichkeit des Besitzrechtes der Aktionäre). Die Agrarier sagen: „Wer Reichsbankanttheile erwirbt, muß wissen, daß der Fiskus in jedem ersten Jahr das Einlösungsrecht hat, und darf sich nicht besorgen, wenn er schließlich am Kurs verliert.“ Mit Verlaub: so ist's nicht. Nur Wenige wissen von dem Erwerbsrecht des Reichsfiskus; und das Reich thut nichts, um diese Unkenntniß zu beseitigen: es bringt seine Anttheile nicht zu dem Uebernahmewerth entsprechenden Kursen auf den Markt, sondern mit einem ganz beträchtlichen Agio. Zu 130, 135 und 144 Prozent. Wer mit einem Aufgeld von durchschnittlich 36 Prozent eine Aktie frisch vom Zeichnungstisch weg kauft, kann eine angemessene Verzinsung des Papierses, nicht aber sinkende Renten und am Schluß noch Kapitalverlust erwarten. Algu Appig war die Verzinsung der Reichsbankanttheile nicht. Durchschnittskurs: 136; Durchschnittsdividende: 6½ Prozent. Das giebt eine Rente von knapp 5 Prozent. Mehr hat noch kein Anttheilbesitzer von seinem Kapital gehabt, wenn er eine dauernde Anlage gesucht und nicht nur für kurzen Besitz gekauft hatte. Denn Reichsbankanttheile wurden auch schon zu 170 notirt und hatten Jahre mit Dividenden von 10 und mehr Prozent. Darf künftig die Dividende nicht über 5 Prozent hinausgehen, dann bringen die Reichsbankanttheile, wenn ihr Kurs sich zwischen 130 und 140 Prozent hält, kaum noch 4 Prozent Zinsen. Wen soll diese Rente reizen? Das Ausland, das rund 32 Millionen des Bankkapitals übernommen hat, würde seine Anttheile bald verkaufen; und im Inland würden wohl nur die Großkapitalisten, denen es auf ein paar Markt Zinsen mehr oder weniger nicht ankommt, die Anttheile behalten. Man kann annehmen, daß etwa 60 Millionen des Grundkapitals im Besitz kleiner Aktionäre sind, die sich mit so niedriger Verzinsung nicht begnügen können. Wenn die Hälfte des Stammkapitals frei würde, müßte die Reichsbank verstaatlicht, also „politisiert“ werden.

Die agrarische Absicht, den Dividendenantheil der Aktionäre noch mehr zu kürzen, hat beunruhigt und den Kurs in kurzer Zeit um 12 (auf 140) Prozent herabgedrückt. Als es hieß, die Drohung werde unwirksam bleiben, stieg der Kurs wieder. Doch schon der erste Stoß brachte einen Kapitalverlust von beinahe 2 Millionen; viele kleine Leute, die nicht einmal wußten, daß die Dividendenquote bis zum ersten Januar 1911 nicht geändert werden kann, hatten hastig verkauft. Die Aktionäre könnten durch Abgaben dem Reich zeigen, daß sie neue Kürzungen ihrer begründeten Rechte nicht hinnehmen wollen. Die 200 Millionen, die zur Uebernahme der Reichsbank nötig wären, wird das Reich auch nach der Finanzreform nicht leicht finden. Und nur im Fall der Verstaatlichung dürfte das Bankgesetz geändert werden. Die Aktionäre der Reichsbank müssen ihre einzige wirksame Waffe gebrauchen, sobald mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß die Konservativen mit ihren Gewinnschmälerungsplänen, wie in den Jahren 1889 und 1899, die Mehrheit im Reichstag finden. Labon.





**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:  
No. 475 Direktion." 7513 Kasse u. Effektenabteilung.  
" 7514  
" 7515 | Kuxenabteilung.  
" 7516 |

Telegramme: ULRICCA.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI**Eigene  
Verkaufsstellen  
in den meisten  
Großstädten.**M. 12<sup>50</sup>**Salamander-Stiefel sind  
nicht nur tonangebend in  
den wundervollen Formen,  
sondern auch tonangebend  
in dem verwandten Mate-  
rial und der glän-  
zenden Arbeit.  
Fordern Sie  
Musterbuch Z.**Salamander** Schuhges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 182. — Stuttgart.

Der orthozentrische Original-Kneifer,  
Schutzmarke O. Z., ärztlich empfohlen, D. R.  
G. M. u. viele Ausland-Patente (Prosp. gratis u.  
frank.), ist nur bei der **Orthozentrischen****Kneifer-Gesellschaft** m. b. H., Potsdamerstr. 132 (Vorsicht! Nicht  
a. d. Eichhornstr.) käuflich, sonst nirgends in Berlin. Das Neueste und Elegan-  
teste: O. Z.-Kneifer mit O. Z.-Torie-Gläsern für empfindliche Nasen und Augen.Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerb-  
liche Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke,  
Tafelservice, Silberplattierte Tafelgeräte, Beleuchtungskörper für Gas u. elektr. Licht  
gegen monatliche Amortisation.Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte  
Zahlungen liefert. — Katalog B. K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.**Stöckig & Co., Hoflieferanten**

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 i. B. (für Österreich).

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 25. Sonabend, den 26. Sonntag,  
den 27. Montag, d. 28., Dienstag, den 29./9. u. U.

## Die blaue Maus.

Sonntag, den 27./9.  
Nachm. 3 U. **Die blaue Maus.**  
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

### Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 25./9. 8 U. **Grossmama.**  
Sonabend, den 26. u. Sonntag, den 27./9. 8 U.

## Im weissen Rössl.

Montag, den 28./9. 8 U. **Egmont.**  
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

## Victoria-Café

Unter den Linden 46  
Größtes Café der Residenz  
**Sehenswert.**

### Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 25. Sonabend, den 26. Sonntag,  
den 27. Montag, d. 28., Dienstag, den 29./9. 8 U.

## Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

## Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.  
Dir. **R. Nelson.** Tgl. 11—2 Uhr Nachts.  
**Fritz Grünbaum.**  
**Carl Nagelmüller.**  
**Käthe Erholz.**  
**Claire Waldoff.**  
**Else Berna, Alb. Paulig.**  
**Laurence, Moreau.**

### Töchterpensionat Biebrich a. Rh.

Wissenschaftl. Ausbildung und Haushalt.  
Wahlfreie Kurse. Pension 100 M. monatlich.  
Prospekte durch die Vorsteherin.

## Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— *Treffpunkt der vornehmen Welt* —  
Die ganze Nacht geöffnet. **Künstler-Doppel-Konzerte.**

### Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** —  
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.  
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

## Manuskripte

von Romanen, Novellen, Dramen, Gedichten  
übernimmt renommierter Verlag zu äusserst  
günstigen Bedingungen. Off. unter Z. G. 500  
an Haasensteln & Vogler A.-G., Leipzig.

## Stottern

heilt d. schwierigst. Fälle  
**C. Buchholz,**  
Hannover 2, Lavestr. 64.  
2. Anst. H.-Kirchrode.

## Schockethal bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern.  
Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angeli-  
u. Rudersport. Jagdgelegenheit. Prospekt  
Tel. 1151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

## Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.  
**R. Richter,**  
Dresden A. 18. Büschplatz 18.

## Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Titzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

### Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.  
Lager aller Kunstmöbel, Polstermöbel, Dekorationen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

	<b>Berliner-Theater-Anzeigen</b>	
--	----------------------------------	--

**Gebrüder-**  
**Herrnfeld-**  
**Theater.**

Anfang 8 Uhr. Vorverk. 11-2 Uhr.  
57 Kommandantenstr. 57

Allabendlich  
**Das kommt davon!**  
mit dem Vorspiel: „Es lebe das  
**Nachleben!**“ Komödie in 3 Akten  
von Anton und Donat Herrnfeld.

**Kleines Theater.**

Freitag, den 25., Samstag, den 26., Sonntag,  
den 27., Montag, d. 28., Dienstag, d. 29. 9. 8 U.

**2 mal 2 = 5.**

Sonntag, Nachm. 3 U. **Ein idealer Gatte.**  
Weitere Tage siehe Anschlagtafel

**Verfasser**

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten  
wir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften  
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer  
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-  
bindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

**Berliner Eis-Palast**  
Lutherstr. 22/24  
**Permanente Eisbahn**  
2000 qm Lauffläche  
Grosses Konzert  
Vornehme Restaurationsräume  
Eintrittspreise: bis 6 Uhr  
Nachm. 75 Pfg., nach 6 Uhr 1,— Mk.

**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

**Donnerwetter — tadellos!**

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild  
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

**Journalisten-Hochschule  
Berlin W 35.**

Beginn des Winter-Semesters 16. Oktober.  
Prospekte gratis. **Das Sekretariat.**

**Diabetes-Bauer**

Kortzschbroda-Dresden.  
Sommer- und Winter-Kuren.

**Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen**

Überall zu haben. Preis 85 Pfg. pro Schachtel.

**Gegen Husten & Heiserkeit.**

**Zur gefl. Beachtung!**

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei des Verlags von Greiner & Pfeiffer  
in Stuttgart beifolgend

**„Der Türmer“** Monatsschrift für Gemüt und Geist  
Herausgeber: J. E. Freiherr von Grothuss.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.




# Herren - Artikel

denkbar größte Auswahl — exquisiteste Ausstattung — speziell in

Oberhemden, Kragen und Unter-  
wäsche bei fortlaufendem Eingang  
\* \* von Saison-Neuheiten 

Schlafanzüge, Nachthemden, Socken, Hausschuhe



Amerikanische Schuhwaren 

Schirme, Stöcke, Handschuhe, Westen, Hosenträger,  
Taschentücher, Zigarren- und Zigarettenaschen

Parfümerie- und Toilette-Artikel

Frisier-Salon

Zigarren-Abteilung

 *Reise- und Verkehrs-Büro* 

# Kaufhaus des

G. m. b. H.

# Westens





# Passage-Kaufhaus

Friedrich-Strasse 110 - 111 - 112

BERLIN

Oranienburgerstr. 54 55 56 56a

Ver $\ddot{u}$ einigung erstklassiger Spezialgesch $\ddot{a}$ fte

## Er $\ddot{o}$ ffnung

Montag, 28. September, Nachmittag 5 Uhr

Die machtvollste Vereinigung von  
Kaufhaus und Spezial-Gesch $\ddot{a}$ ft.  
Der gro $\ddot{b}$ artigste, alles  $\ddot{u}$ berragende  
Kauf-Palast der Weltstadt Berlin.

**MORPHIUM** Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)  
**Dr. F. Müller's Schloss Rheinfeld, Bad Godesberg a. Rh.**  
 Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**



BEI GICHT, RHEUMAT., ISCHIAS, EXSUDATE

## BAD PISTYAN

Besonders für Herbstkuren empfohlen.

Ankunft und Prospekte durch das Reisebureau  
**Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.**  
 Berlin SW., Friedrichstr. 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ung. arischen Staatsbahnen.

**Eisbärfelle** sind nicht besser, aber teurer als meine chemisch gereinigten, geschlossenen, blendendweißen oder silbergrauen **Heidschnuckenfelle**. Marke „Eisbär“, à 8 Mk., Vorlagen 6 u. 7 Mk. Gr. 1 qm. Prosp. mit zahlreich. Amerk., auch über Füsssticke, Schlitten- u. Wagendecken u. Heidschnuckenfellen gratis.  
**W. Heino, Lünzmühle 72 b, Senneverdingen** (Lüneburger Heide).

**Hochaktuelle Novität!**  
 Frank Wedekind, s. Eigenart u. s. Werke. Von Dr. J. Kapp. 144 S. 1909, M. 2.70, geb. M. 4.—. Enthält ausführli. Analyse aller, auch d. vergriff. u. konfliktierten Werke. Imperialismus u. Romantik. Krit. Studie v. Prof. Dr. Lic. E. Kretzer. 1909. Eleg. br. M. 2.—. Der **Ausrufer in Hamburg**, 120 kolorierte Blätter v. Prof. Suhr, nebst Erläuter. u. Einleitg. Orig. getroue Reprod. d. Ausg. v. 1806. Kompt. in 10 Lief. à M. 5.—. **Hamburgische Trachten**, 50 kolor. Blätter in Folio (20x35 cm) v. Prof. Suhr m. Einteilig. 10 Lief. à M. 7.—. Beide Werke nur in kl. nummer. Auflage.  
**Die anormalen Männer- u. Frauengestalten in d. n. Memoiren d. Markgräfin v. Bayreuth**. Von H. Freimark. 1908. Eleg. bro. ch. M. 1.50. Ausführliche Verzeichnisse gratis u. franko.  
**Herm. Barsdorf Verlag**, Berlin W30, Landshuter Strasse 2.

**Fort mit der Feder!**



Schreibet Da mit Feder noch so gut, Welt besser schreibt die Lilliput.

Die neuen  
**LILIPUT-Schreibmaschinen**

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.  
**Modell Minima** . . . . Preis M. 25.—  
**Modell A** . . . . . Preis M. 38.—  
**Modell Duplex** . . . . Preis M. 48.—  
 1 Jahr Garantie.

Auf Wunsch lief. wir unsere Lilliput-Schreibmaschinen ohne Kaufzwang zur Probe. Zahlungsverleicherungen gestattet. Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Vertiefbüttung. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reisemaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme i. billig. Preislage. Glänzend. Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von **Deutsche Kleinmaschinen - Werke**

m. b. H.  
**München 21**, Lindwurmstr. 129-131.  
 Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.  
**Münchener Ausstellung 1908**: Halle II, Raum 158 und öffentliches Schreibbureau neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.  
 (10 Lilliput im Betrieb)  
 Wiederverkäufer überall gesucht.



# OPEL

Rüsselsheim M.  
Nähmaschinen  
Fahrräder  
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

## Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit Gegründet 1875

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.  
**Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.**

### Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

*Vertreter  
überall  
gesucht!*

Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherungen.  
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.  
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antrags-  
formulare kostenfrei.

*Bezugnahme  
auf dieses Blatt  
erwünscht!*

## Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur  
Publikation Ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst  
und Musik, Leipzig 61.

## Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-  
Nerven-System des Menschen und dessen  
Antriebung und Kräftigung durch ein er-  
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche  
gek. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**  
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

## Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 4.—.  
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die  
Schwankkonferenz. Kollege Bismarck.  
Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-  
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden  
Leo. Der heilige Rock. Das goldene  
Horn. Der korsische Parvenu. Der  
heilige O'Shea. Nicäa und Erlurt.  
Mahadd. Die ungehaltene Rede. Eine  
Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein  
Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-  
prema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck  
a. D. Lessings Doublette. Maupassant.  
Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.  
Die romantische Schule. Menuet. She-  
Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige  
Barabbas. Sem. Dynamistik. Der 2<sup>te</sup>/<sub>3</sub> =  
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der  
Ententeich.

Jeder Band 8<sup>er</sup>. 14 Bogen elegant broschiert.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde  
Sommer- u. Winterkuren  
Prospekte gratis und franko  
**J. G. Brockmann**  
Dresden A 3, Neuzschockstr.

## Nervenschwäche der

Männer  
ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 7a.

## Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Leoschütz. Prosp. fr.  
**Diätet. Kuren nach Schroll.**

## Im herrlichen Zackental

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt  
pr. Tag von M. 10.— ab.

## „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

## Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-  
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände  
Diätetische, Braun- u. n. Entziehungskuren.  
Für Erholungs-suchende, Wintersport.

Nach allen Errungenschaften der  
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,  
nebelfreie, nachholreiche Lage. Seehöhe  
470 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres  
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt daselbst  
oder Administration in  
Berlin S.W., Mückernstrasse 115.

# Henkell Trocken



Für Interesse verantwortlich: Rob. König, Kauf von G. Reichen in Berlin.